



POLITIK

Bloß nichts falsch machen

Zwei Wochen vor den Tripartite-Verhandlungen quälte Premier Luc Frieden sich durch den *état de la nation*

Ascenseur pas si social

Dix ans après son désenclavement, le Pfaffenthal attire les convoitises. Son identité et sa spécificité s'en trouvent bouleversées

WIRTSCHAFT

« Le Luxembourg d'aujourd'hui n'est pas le Royaume-Uni de 1979 »

Nicolas Buck, ex-président de l'UEL, trouve que Luc Frieden « ne fait plus du Luc Frieden »

FEUILLETON

Le retour des ciné-clubs

Alors que les salles de cinéma classiques luttent faces aux plateformes de streaming, les néo ciné-clubs font le plein grâce à une expérience collective et cinéphile

JEUNESSE ÉDUCATION FORMATION

La presse à l'école

Favoriser l'adoption des médias professionnels par nos enfants, c'est solidifier le socle démocratique. L'éducation à la presse au centre du supplément jeunesse du *Land*



Erst mal abwarten

IIII Peter Feist

Am Ende der Debatte über die Erklärung von Premier Luc Frieden zur Lage der Nation stimmte die Abgeordnetenkommission am Mittwoch über eine Motion der Grünen ab: Angesichts der Energiekrise solle die Regierung für ein Jahr die Beihilfe für eine Wärmepumpe um 2 000 Euro erhöhen. Ebenfalls um 2 000 Euro die Prämie für den Kauf eines neuen Elektro-Autos und um 1 500 Euro die für ein gebrauchtes. Das „soziale Leasing“ von Elektro-Autos solle mit Priorität noch dieses Jahr eingeführt werden, ebenso die Vorfinanzierung für Wärmepumpen. Die Beihilfen an Betriebe zur Energie-Transition müssten steigen.

Mit den Stimmen von Mehrheit und ADR wurde die Motion abgelehnt. CSV und DP war das ein wenig peinlich, aber: Die Energiekrise sei Thema der Tripartite, den Verhandlungen könne man schlecht vorgehen. Auch Luc Frieden selber hatte sich zum Thema Energie in seiner Erklärung zurückgehalten. Er erwähnte aber, dass die „Ausweitung des Prinzips Vorfinanzierung“ beschlossen ist, dass das soziale Elektro-Auto-Leasing im Klimasozialplan steht, und er freute sich, dass 2024 so viele Solarstromanlagen neu ans Netz gegangen waren, wie noch nie: 8 000. Und dass vergangenes Jahr 26 Prozent mehr Solarstrom produziert wurde, als im Jahr zuvor, noch ein Rekord.

Weil *leasing social* und Vorfinanzierung schon politisch beschlossen sind, spricht auch die Tripartite nicht dagegen, sie zu Prioritäten zu erklären und vorzuziehen. So zu tun, als könnten sie Teil einer Verhandlungsmasse sein, ist nicht nur eine Verknennung des Ernstes der Lage. Es ist auch strategisch falsch angesichts der Krisen-Antwort der EU: Mehr erneuerbare Energien „homegrown“. Ausbau der Stromnetze, darunter der „Energie-Autobahnen“, um grünen Strom effizienter unter den EU-Staaten zu verteilen. Und wer könnte in der Tripartite etwas einzuwenden haben gegen eine Priorität für sozial bereitgestellte Elektro-Autos, vorfinanzierte Wärmepumpen und Renovierungen, gegen eine weitere Energie-Bonifikation für Betriebe gerade jetzt? Höchstwahrscheinlich niemand. Da diese Maßnahmen politisch ohnehin beschlossen sind, hätte es dem Premier und der Regierung gut zu Gesicht gestanden, sie offensiver zu vertreten, als sie im *état de la nation* lediglich zu erwähnen.

Man könnte noch weiter gehen. Es wäre gar keine schlechte Idee gewesen, hätte der Premier durchblicken lassen, dass die Regierung angesichts der gestiegenen Preise für Ölprodukte temporäre Subventionen in Erwägung zieht. Ohne ins Detail zu gehen, hätte er insbesondere sagen können, dass sie sich dessen bewusst ist, dass 28 Prozent der Wohnungen noch eine Ölheizung haben. Dass der Heizöl-Preis am Tag der Erklärung zur Lage der Nation um 39 Prozent höher lag als vor dem 28. Februar, als der Iran-Krieg begann (am Tag nach dem *état de la nation* hatte der Unterschied auf 48 Prozent zugenommen). Zwar ist jetzt die „Heizperiode“ endgültig vorbei, dieses Wochenende werden die Temperaturen sommerlich. Doch es könnte ja sein, dass das ungünstige Statec-Szenario eines „conflit prolongé“ eintritt und die Meerenge von Hormus noch monatelang blockiert bleibt. Wieso nicht wenigstens sagen, dass die Regierung für diesen Fall berücksichtigen wird, dass Heizöl-Haushalte oft Mieter-Haushalte sind, die über einen Ersatz ihrer *Masuttsheizung* durch eine *Wärmepompe* nicht selber entscheiden und oft nur ein kleines Einkommen haben?

Darzulegen, was angesichts der Energiekrise politisch prioritär sein soll, wurde schon bei der Präsentation des Klimasozialplans am 10. April unterlassen. Damals war noch nicht klar, ob eine Tripartite einberufen würde. Das entschied sich erst in der Woche danach. Am 10. April wäre es noch keinem Vorgehen auf die Verhandlungen gleichgekommen, hätten der Umweltminister und der Energieminister bei ihrer Pressekonferenz zum Klimasozialplan erklärt, wie gerade jetzt die Energie-Transition beschleunigt werden soll. Dabei ist der Klimasozialplan nicht nur als ein Instrument zur Steuerung der Transition gedacht, sondern auch als eines gegen Energiearmut. Wie ernst die sein kann, hatte in der Energiekrise 2022 der damalige Co-Fraktionspräsident der CSV, Gilles Roth, im Parlament in einfache Worte gefasst: „Herr Turmes, in Luxemburg frieren die Menschen!“ ●



Parlamentspräsidenten aus dem Ausland auf der Besuchertribüne der Kammer (Mitte des Fotos)



Premier und Vizepremier sind geehrt

Politi





ik



Sven Becker

Bloß nichts falsch machen

IIII Peter Feist

Zwei Wochen vor den Tripartite-Verhandlungen quälte Premier Luc Frieden sich durch den *état de la nation*



CSV-Fraktionspräsident Laurent Zeimet (Mitte) mit Michel Wolter und Ministerin Stéphanie Obertin (DP)

Als Luc Frieden am Dienstag zu seiner Erklärung über die Lage der Nation anhebt, sitzen auf der Besuchertribüne der Abgeordnetenkammer Parlamentspräsident/innen der deutschsprachigen Staaten und der deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens. Für ihr Jahrestreffen sind sie diesmal in Luxemburg zu Gast. Man könnte meinen, der Premier hielte seine Rede auch für sie. Um zu demonstrieren, wie gut in Luxemburg alles läuft, die schwache Wirtschaft hin, die Energiekrise wegen des Irankriegs her. Immerhin hört auch Julia Klöckner von der CDU zu, die Präsidentin des Bundestags im krisengebeutelten Deutschland.

Die Umstände des *état de la nation* sind dieses Jahr besondere. Nach den Pfingstferien beginnt am 2. Juni die Tripartite richtig. Und mit der Erklärung vor einem Jahr begann Luc Friedens Krise als Regierungschef. Seine unerwarteten Äußerungen zur Rentenreform – „dofir wäerte mir d’Cotisationsjoren lues a lues eropfuieren“ – lieferten den Gewerkschaften Munition für ihre Kundgebung am 28. Juni 2025. Nach drei *Sozialronnen*, die nicht Tripartite heißen durften, musste der Premier den Plan der Regierung aufgeben, Kollektivverträge durch Vereinbarungen auf Betriebsebene zu „ergänzen“. Und statt der jedes Jahr um drei Monate verlängerten Renten-Beitragszeit, „fir am Duerchschnitt méi no un den Alter vu 65 Joer ze kommen“, griff die Regierung zu einer kleinen Reform. Mit vor allem einer kleinen Beitragserhöhung, damit wenigstens bis zum nächsten Wahlkampf Ruhe herrscht zu den Renten.

Oder? Am Dienstag würdigt der Premier die Rentenreform nicht nur als „déi éischt zanter 14 Joer“, was stimmt, sondern auch als eine „fir eist Land och op d’Zäit no den nächste Wale virzebereeden“. Meint er, das Rentensystem könne in der nächsten Legislaturperiode bleiben, wie es ist? Sodass die Renten nicht zum großen Wahlkampfhema werden

müssen, wo die nächste Regierung sich ein Mandat für eine weitere Reform holt? Frieden erläutert das nicht, und aus der Opposition will am Tag danach, in der Debatte zum *état de la nation*, niemand wissen, wie es gemeint war. Der Premier erhält überhaupt keine Nachfrage, anders als vor einem Jahr. Als wollten alle, Luc Frieden eingeschlossen, Erklärung und Debatte möglichst schnell hinter sich bringen.

Abzusehen war ja, dass er keine großen politischen Ankündigungen machen würde. Wohin die Tripartite führt, kann niemand wissen. Luc Frieden würde sie am liebsten auf die Energiekrise beschränken, hat aber zugestimmt, dass auch andere Themen vorgebracht werden können. Das trägt den Kräfteverhältnissen mit den Gewerkschaften Rechnung, die über Energiehilfen hinaus mindestens ein Erfolgsresultat für sich erwarten. Dass Nora Back und Patrick Dury von der Gewerkschaftsunion OGBL-LCGB die Tripartite verlassen könnten, falls sich zum Beispiel kein Zugeständnis für eine Mindestlohn-Erhöhung abzeichnet, ist durchaus denkbar. Energiehilfen könnte die Regierung auch alleine beschließen. Ein Scheitern der Tripartite aber wäre ein Desaster für Luc Frieden. Und für die CSV. Wie schlecht der Premier Verhandlungsrunden mit UEL und Gewerkschaften zu führen versteht, hatte sich schon bei der ersten *Sozialronn* im Juli gezeigt, als Back und Dury zu gehen drohten. Friedens Ansatz „Dialog heescht net an all Fall Co-Decisioun“, brach zusammen. Xavier Bettel rettete die Situation, und der Aufstieg der DP innerhalb der Koalition begann. Der der LSAP, trotz schwacher Oppositionsarbeit, auch. Ihr politisches Tier Dan Kersch verlässt am Morgen vor dem *état de la nation* für eine Viertelstunde den Ruhestand und sagt *RTL-Radio*, scheitere die Tripartite, müsse Luc Frieden zurücktreten.

[...]



Taina Bofferding, die Fraktionspräsidentin der LSAP (links), fand Luc Friedens Erklärung „die eines Technokraten“. Fred Keup (ADR, rechts) fand sie „langweilig“

[Fortsetzung von Seite 3]

Um vor der Tripartite bloß nichts falsch zu machen, ist Friedens Erklärung vor allem eine schöne Halbzeitbilanz und überaus repetitiv. Er wiederholt vieles, was er schon vergangenes Jahr gesagt hat, oder 2024 sogar. Er doziert, was im Aktionsplan gegen die Armut steht. Angekündigt hatte er das schon 2025 ausführlich. Er zählt auf, um wie viele Index-Tranchen die Einkommensteuertabelle korrigiert wurde, dass es also *méi Netto vum Brutto* gibt, wie versprochen. Dass der unqualifizierte Mindestlohn steuerbefreit wurde, Alleinerziehende in der Klasse 1a viel besser gestellt sind. Das ist alles wahr, aber nicht neu. Die Verwaltungsvereinfachung taucht auf, die Digitalisierung von Prozeduren. Für Bürger/innen, für Betriebe, für Sozialhilfe Suchende, für Bauanträge. Das sind Errungenschaften, aber auch nicht neu. Das einheitliche Bautenreglement für die Gemeinden, das den Wohnungsbau beschleunigen soll, hat er 2024 angekündigt, 2025 wiederholt – und erwähnt es erneut. Denn es ist noch nicht da.

Der Wohnungsbau ist nicht ganz ein blinder Fleck in der Erklärung. Gemessen an der Größe des Problems aber bietet die Regierung politisch nicht genug auf. Luc Frieden kündigt an, dass mehr Geld eingesetzt werde. Für den

Die bessere Erklärung hält CSV-Fraktionspräsident Laurent Zeimet. Er bringt die Empathie vor, die bei Luc Frieden gefehlt hat. So ein Fehlen kann sich die Volkspartei nicht gut leisten

Vefa-Aufkauf werde es 300 Millionen Euro mehr geben. Unklar bleibt, ob das jene 300 Millionen sind, die schon im Mehrjahreshaushalt stehen, oder nochmal so viele. Und selbst wenn: Mit 300 Millionen kommt man nicht weit. Zwar soll der Staat künftig auch einzelne Vefa-Wohnungen aufkaufen können, wie die Gemeinden, und nicht nur ganze Apartmenthäuser. Was die Fertigstellung noch nicht gänzlich verkaufter Bauten ermöglicht. Aber das hat DP-

Wohnungsbauminister Claude Meisch schon vor Monaten angekündigt. Frieden fügt hinzu, dass die Einregistrierungsgebühr auf den Rohbau reduziert und dass ein „Housing Bond“ aufgelegt werde. In den soll jeder investieren können wie in den „Defence Bond“. Aber weniger Einregistrierungsgebühr bedeutet Steuerausfall, der Bond ein Steuergeschenk; eine neue Schuld könnte der Staat auf den Finanzmärkten wahrscheinlich preiswerter aufnehmen als Bürger/innen einen attraktiven Zinssatz für den Bond zu bieten. Eine regelrechte wohnungsbaupolitische Vision hat die Regierung nicht, selbst wenn keine Tripartite wäre. Keine, die beispielsweise sagt: Druck auf den Mindestlohn entsteht durch die hohen Wohnungspreise, und um dem schnell abzuhelpen, ist unser Plan Folgender ...

Der Premier sagt auch nichts dazu, wie mit der hohen Arbeitslosigkeit umzugehen wäre; die Rate verharrte auch im April bei 6,4 Prozent. Mit 20 Prozent Jugendarbeitslosigkeit ist Luxemburg Spitze in der EU. Luc Frieden spricht nur vage von besseren „Hëllefsmethoden fir jonk Leit, déi op der Sich no enger Arbecht sinn“. Hat das mit der Tripartite zu tun oder damit, dass die Antwort generell lautet, für Wachstum zu sorgen? Die hält die Regierung am konsequentesten durch. Sie mag gescheitert sein mit Vorhaben wie den Betriebsvereinbarungen oder einer breiteren Deregulierung der Ladenöffnungszeiten. Die Arbeitszeitorganisation ist ein noch offener Konfliktpunkt, vorerst wird er lieber ruhen gelassen. *Business friendly*, wie vom Premier in seiner ersten Regierungserklärung angekündigt, ist die laufende Politik von Schwarz-Blau trotzdem. An der Senkung des Körperschaftsteuersatzes um einen weiteren Prozentpunkt ab nächstem Jahr, wie schon 2025, hält die Regierung fest. Die 150 Millionen Euro, mit denen der Staat die Stromnetzkosten bezuschusst, kommen auch der Industrie zugute, denn das Subsid wirkt in der Kaskade, vom höchsten Spannungsniveau bis herab zu den kleinen Verbrauchern. Über KI referiert der Premier, über das Deep Tech Lab, das „op ganz neien Technologie“ forschen soll, und dass ein 150 Millionen Euro schwerer Fonds Startups unterstützen soll, die Dual-Use-Technologien entwickeln. Solche Initiativen sind nicht unbedingt schlagzeilenträchtig. Sie zeigen aber, wo die Regierung Prioritäten setzt und dass sie in bestimmten Politikbereichen Visionen zu entwickeln und umzusetzen vermag.

Die linke Opposition hält dem Premier in der Debatte zum *état de la nation* am Mittwoch diese Prioritätensetzung vor. LSAP-Fraktionspräsidentin Taina Bofferding verlangt eine Extrasteuer auf Einkommen ab 300 000 Euro, und die Steuerlast „tëschen Arbecht a Kapital endlech ëmzedréinen“. David Wagner von der Linken fordert, „den ganzen Reichtum gerecht umzuverteilen“. Sam Tanson von den Grünen erinnert daran, dass der Finanzminister noch nicht überzeugend habe darlegen können, dass der 2025 ein erstes Mal um einen Prozentpunkt gesenkte Körperschaftsteuersatz Mehreinnahmen bringt.

Zum Schluss der Debatte wird Luc Frieden anmerken, sie habe einen Ausblick auf den Wahlkampf erlaubt. Das sei gut, so funktioniere eine lebendige Demokratie. In dem Moment ist er der Premier, der sich seiner Sache sicher ist. Aber die bessere Erklärung zur Lage der Nation hat Stunden zuvor CSV-Fraktionspräsident Laurent Zeimet gehalten. Weil er zum Beispiel gesagt hat, es komme darauf an, „Respekt ze weisen virun deene Leit, déi schaffen, déi Verantwortung droen, déi hir Rechnungen bezuelen an déi erwaarden, datt Arbecht sech hei am Land lount“. Zeimet bringt die Empathie vor, die in Friedens Erklärung gefehlt hat, und so ein Fehlen kann sich die Volkspartei nicht gut leisten. Zeimet weiß, dass nicht gesagt ist, ob eine Politik mit KI, Deep Tech, Innovationshilfen und weniger Prozeduren für Unternehmen der CSV nützt. Die jüngste *Sonndesfro* sieht nicht danach aus, und das einzige Thema, das für die CSV in die Breite wirken könnte, ist derzeit die Steuerreform. Die zum großen Teil aus einer kalten Progression durch bis 2028 nicht mehr kompensierte Index-Tranchen gegenfinanziert werden soll.

Am Abend zuvor hat Zeimet mit Kollegen der anderen sechs in der Kammer vertretenen Parteien in *RTL-Télé* gegessen. Dort fand anderthalb Stunden lang die eigentliche Debatte über den *état de la nation* statt. Es ging auch darum, wie geschwächt die CSV ist. Ob die Politik vor allem für Reiche gemacht wird und wie es um die öffentlichen Finanzen steht. Die Sendung war eine Dreistigkeit gegenüber dem Parlament, weil sie dessen Debatte vorgriff. Aber 90 Minuten lang wurde das Luxemburger Wirtschafts- und Sozialmodell diskutiert. Das dürfte noch hitziger werden, falls Gilles Roth die Staatsausgaben davonlaufen, wenn er im nächsten Mehrjahreshaushalt seine Steuerreform einpreisen muss, Tripartite-Zugeständnisse sowie neue Militärausgaben, auch wenn die vorläufig gebremst wurden (siehe Kasten nebenan). ●

„Vernünftige Antwort“

Die Verteidigungsausgaben werden weniger schnell zunehmen, als man nach dem Nato-Gipfel voriges Jahr in Den Haag annehmen konnte – vorerst. DP-Ministerin Yuriko Backes stellte am Mittwoch dem parlamentarischen Verteidigungsausschuss die Ausgaben-Trajektorie vor, die der Regierungsrat bis zum Jahr 2029 festgehalten hat. Dieses Jahr sollen für den *effort de défense* zwei Prozent vom Bruttonationaleinkommen (BNE) verwendet werden. Bis 2029 soll der Anteil um jährlich 0,1 Prozentpunkte wachsen, dann beträge er 2,3 BNE-Prozent. In Den Haag hatte Luxemburg sich dem neuen Nato-Ziel angeschlossen, die Verteidigungsausgaben bis 2035 auf fünf Prozent des BIP (des BNE für Luxemburg) zu steigern. Wovon 3,5 Prozent in reine Verteidigung fließen sollen, 1,5 Prozent in Sicherheit im weiteren Sinne.

Schreibt man die von der Regierung beschlossene Trajektorie fort, würden 3,5 BNE-Prozent erst 2041 erreicht. Kann sein, dass Luxemburg dafür beim nächsten Nato-Gipfel im Juli in Ankara gerügt wird. Dort sollen die Nato-Staaten darlegen, wie „glaubwürdig“ ihre Trajektorien sind. Doch fünf BIP-Prozent waren eine Kopfgeburt Donald Trumps in seinem Wahlkampf. Nach Den Haag erklärte er, die USA selber würden sich nicht daran halten. Wichtiger als Prozentzahlen dürften die nächsten Ziele für militärische Fähigkeiten sein, welche mit den Nato-Ländern bis 2029 abgemacht werden. An den Zielen für Luxemburg muss schon die

aktuelle Regierung arbeiten. „Glaubwürdig“ zu sein, heißt dann vor allem, einen sinnvollen und nachhaltigen Beitrag zu leisten.

Die neuen Ziele können zu höheren Ausgaben führen. Deshalb sagte Backes im Ausschuss, es sei nicht sicher, ob nach 2029 der Zuwachs um jährlich 0,1 BNE-Prozentpunkte „linear“ weitergehen könne, wie das Wort am Donnerstag schrieb. Doch bis dahin sei die Trajektorie „une réponse raisonnable aux défis découlant du contexte géopolitique“, wie eine Pressemitteilung der Verteidigungsdirektion im Außenministerium die Ministerin zitiert. Sie trage auch der „réalité nationale“ Rechnung, und was über 2029 hinaus gelten soll, müsse die nächste Regierung entscheiden können.

Die Auswirkungen der Trajektorie auf den Staatshaushalt deutet die Verteidigungsdirektion nur an. Genauer wird im Mehrjahreshaushalt 2027-2030 stehen. Sie schätzt den *effort de défense* für 2027 auf 1,373 Milliarden Euro. Das wären 87 Millionen mehr als die 1,286 Milliarden im laufenden Haushalt, die ein Plus von einer halben Milliarde gegenüber 2025 sind. Nach der Schätzung der Verteidigungsdirektion würden die Ausgaben 2029 bei 1,665 Milliarden Euro ankommen. Yuriko Backes sagte dem Ausschuss, die „investissements considérables“ seien für das gemeinsame Bataillon mit Belgien und für eine Luftabwehr gedacht, aber auch für Projekte mit „retour économique“. Es könne nicht darum gehen, sich in eine „course aux armements“ zu begeben. PF

B L O G

PERSONALIEN

Mars Di Bartolomeo,

LSAP-Abgeordneter, möchte in einer parlamentarischen Anfrage an CSV-Gesundheitsministerin Martine Deprez wissen, ob sie ein neues Covid-Gesetz auf den Weg bringen wird. Noch gibt es eines. Es gilt bis 30. Juni und regelt unter anderem den Umgang mit Covid-Daten für Forschungszwecke und die Evaluierung von Impfstoffen. Die Anfrage ist aber auch eine politische Spitze, weil Deprez das *avant-projet* ihrer Vorgängerin Paulette Lenert (LSAP) für ein Pandemie-Gesetz verworfen hat. Stattdessen sollen Pandemien in einem großen Gesetz über die öffentliche Gesundheit vorkommen. Bisher war davon noch nichts zu hören. [PF](#)

Andriy Melnyk,

ancien dirigeant de l'Organisation des

nationalistes ukrainiens (OUN), aura reposé 61 ans au cimetière de Bonnevoie. Ce mardi, les cendres du « colonel » (et figure de l'extrême droite ukrainienne) ont été exhumées avec celles de son épouse, Sofia Fedak-Melnyk. Elles ont été transportées au sud de Kyiv, où elles seront réinhumées ce dimanche au nouveau National Military Memorial Cemetery. C'est Volodymyr Zelensky qui a annoncé le rapatriement des époux Melnyk (qu'il qualifie d'« Ukrainiens emblématiques du XXe siècle »), dans le cadre de la création d'un « panthéon des héros nationaux ». Ce mardi à Bonnevoie, la cérémonie d'hommage a réuni, entre autres, un représentant du président Zelensky, l'ambassadeur ukrainien en Belgique, ainsi que l'actuel chef de l'OUN. Bien qu'informé, le gouvernement luxembourgeois ne s'y est pas fait représenter. Si le conseiller communal de la Ville Claude Radoux (DP) était présent,

c'était dans sa fonction de consul de l'Ukraine : « J'ai été sollicité officiellement par l'ambassade », explique-t-il au *Land*. « Aucun représentant du ministère des Affaires étrangères n'a participé à la cérémonie », confirment les services de Bettel. On n'aurait fait qu'« orienter » l'ambassade ukrainienne vers le ministère de la Santé et les services communaux « concernant les procédures d'autorisation liées à l'exhumation d'Andriy Melnyk ».

Côté luxembourgeois, le malaise peut se comprendre. Dirigeant l'OUN à partir de 1938, Melnyk a collaboré avec l'Allemagne nazie, voyant dans Hitler un allié contre l'URSS (*d'Land* du 18.10.2025). Quant à l'OUN, certains de ses membres se sont rendus complices de la Shoah, notamment en intégrant la « Ukrainische Hilfspolizei », qui a activement participé aux persécutions des Juifs. (Un passé que Vladimir Poutine instrumentalise aujourd'hui pour travestir sa sanglante guerre d'agression en prétendue opération de « dénazification ».)

En février 1944, le leader ukrainien est interné au camp de Sachsenhausen, accusé d'avoir voulu entrer en contact avec les Alliés. Mais comment a-t-il atterri en 1945 au Luxembourg, où il a vécu jusqu'à sa mort en 1964 ? Dans un document de la CIA datant de 1962 (et déclassifié récemment) on apprend que le mari de la Grande-Duchesse Charlotte avait invité Melnyk « in gratitude for the aid that Melnyk had extended to the brother of Prince Felix while

both were in the Nazi Sachsenhausen camp ». [BT](#)

BILDUNG

Place nette à l'uni.lu

Le recteur, Jens Kreisel, a révoqué le mandat de chef du département Finance de l'Université confié depuis 2023 à Christos Koulovatianos. Publicité en a été faite par email juste avant le week-end dernier au sein de la Faculté de Droit et de Finance par le bureau de sa doyenne, Katalin Ligeti, avec qui Christos Koulovatianos était en désaccord sur des procédures de promotion de professeurs (*d'Land*, 23.01.26). Ces dissensions avaient mené Katalin Ligeti à la démission, une mesure effective au 31 mai. Le recteur a donc fait « place nette » avant l'arrivée du successeur André Prüm. Contacté par le *Land*, Christos Koulovatianos cède la parole à son avocat. Stéphane Sunnen informe de son intention de saisir les juridictions compétentes : « Christos Koulovatianos avait dénoncé des irrégularités au sein de l'Université et bénéficié à ce titre du statut de lanceur d'alerte et de la protection associée contre toutes formes de représailles. » Contactés, les services de la ministre Stéphanie Obertin (DP) confirment avoir été informés et se bornent à rappeler que de telles révocations reviennent au recteur, pas au ministère. [PSO](#)

Noch mehr Talente

Der Premier erwähnte es kurz im *état de la nation*: „Renommierter Universitäten“ sollen nach Luxemburg gelockt werden. Das werde helfen, „Talente“ anzuziehen. Mehr ist einem Entwurf von CSV-Innenminister Léon Gloden für eine Ergänzung zum Einwanderungsgesetz zu entnehmen, der seit voriger Woche im Parlament liegt: Eine Aufenthaltserlaubnis sollen auch Student/innen aus Drittstaaten erhalten können, die sich für eine Ausbildung an einer Uni oder Hochschule einschreiben, die in Luxemburg nur eine „Antenne“ hat. Wie etwa die Sacred Heart University, seit drei Jahren die École Supérieure des Sciences Commerciales d'Angers oder neuerdings die kanadische McGill University. Der Motivenbericht zum Gesetzentwurf erwähnt, das Finanzministerium stehe mit mehreren ausländischen Unis in Kontakt. Das Hochschulministerium präzisiert, die Bemühungen seien nicht auf den Finanzsektor beschränkt. „Sie umfassen alle für Luxemburg wirtschaftlich und wissenschaftlich prioritären Bereiche.“ Das Hochschulangebot solle um „einzelne spezialisierte Ausbildungen“ ergänzt werden, „um so punktuell Talente anzuziehen und/oder auszubilden“. [PF](#)

SOZIALES

Daheim versorgt

Im Jahr 2024 wurden 7 048 „aidants“ gezählt, die

pflegebedürftige Personen versorgen – bei der Verrichtung „essenzieller Lebensakte“, wie Ankleiden, Waschen oder Nahrungsaufnahme, beziehungsweise durch Hilfe im Haushalt. Das geschieht auf der Grundlage eines Pflegeplans, aus der Pflegekasse fließen dann Geldleistungen an die *aidants*. Die Pflegeversicherungsreform von 2017 hat sie aufgewertet, die IGSS hat sie nun näher untersucht. Zu fast drei Viertel sind es Frauen. Während rund 60 Prozent der weiblichen *aidants* unter 60 Jahre alt sind, sind 60 Prozent der männlichen über 60. Etwa die Hälfte der Männer unterstützt ihre pflegebedürftige Ehefrau oder Partnerin. Bei den Frauen variiert das stärker. Sie versorgen zu ähnlich großen Anteilen entweder den Partner, einen Elternteil oder ihr pflegebedürftiges Kind. Die meisten *aidants* leisten pro Woche mehr als neun Stunden Unterstützung. Dafür gilt die höchste Geldleistungs-Pauschale aus der Pflegekasse. [PF](#)

Bettel exemplaire, Lahbib empathique

130 Konflikte zähle man weltweit, „und diese Zahl steigt weiter an“, bedauerte Hadja Lahbib, EU-Kommissarin für Resilienz, Krisenmanagement und Gleichstellung, die der liberalen MR Belgiens angehört, der Schwesterpartei der DP. Mit Außenminister Xavier Bettel gab sie am Montag eine Pressekonferenz. Der DP-Politiker bedauerte, dass die Menschenrechte weltweit unter Druck stehen, der Multilateralismus in Frage gestellt werde und „das Gesetz des Stärkeren“ sich breit mache. Erstaunlich lange verteidigte er seine Entscheidung, Luxair-Kunden, Staatsbürger und Einwohner der Nachbarstaaten zu Beginn des Irankriegs kostenfrei aus den Golfstaaten ausfliegen zu lassen – „cela peut arriver à n'importe qui, n'oubliez pas que demain vous pourrez être ceux qui ont besoin d'aide“, richtete er an seine Kritiker. Da der Preis für die Aktion zu

75 Prozent von der EU getragen wird, brachte er sie erneut zur Sprache.

Beide unterstrichen die humanitäre Krise in Gaza und Libanon. Dramatisch sei auch die Blockade der Straße von Hormus, da dort Lebensmittel für Krisengebiete in Afrika feststeckten. Belgien und Luxemburg prüfen derzeit den gemeinsamen Kauf und die Lagerung von Hilfsgütern, um Kosten einzusparen. Um eine länderübergreifende Kooperation zu vereinfachen, besuchte die Belgierin am Nachmittag zudem das Rote Kreuz, die Air Rescue und emergency.lu. Hadja Lahbib und Xavier Bettel lobten sich gegenseitig. Lahbib zeige ein „engagement exemplaire“, es fehle ihr nicht an „Empathie“, sagte der Vizepremier. Bettel sei eines „der menschlichsten Gesichter“ innerhalb der EU, erwiderte die frühere Journalistin. Am Tag zuvor nahm sie an der Brüsseler Pride teil und schlug Luxemburg am Montag vor, LGBT-Konversionstherapien wie in Belgien oder den Niederlanden zu verbieten. [SM](#)



Sven Becker



L'ascenseur
panoramique
est devenu
un *Landmark*
du quartier

Ascenseur pas si social

IIII France Clarinval

Dix ans après son désenclavement, le Pfaffenthal attire les convoitises. Son identité et sa spécificité s'en trouvent bouleversées

En juillet 2016, les édiles de la Ville inauguraient en grandes pompes l'ascenseur panoramique qui relie le Pfaffenthal à la ville haute. Six mois plus tard, la gare Pfaffenthal-Roud Bréck et son funiculaire rapprochaient le quartier au bord de l'Alzette du plateau du Kirchberg. Dix ans après, ces nouveaux accès ont-ils changé le visage du quartier et amorcé la gentrification redoutée ?

La physionomie du quartier a connu de nombreux bouleversements qui ont façonné sa sociologie et son identité. Longtemps, le Pfaffenthal constituait littéralement la porte d'entrée de la capitale et la population y était dense. Dans le livre *Kanner o Kanner* (édité par le Syndicat d'intérêts locaux Pfaffenthal-Siechenhof en 2020), on apprend qu'en 1806, seize pour cent des habitants de la ville habitaient dans ce quartier. En 1868, après le démantèlement de la forteresse, ils représentaient encore dix pour cent des citoyens. Mais avec le départ de la garnison et l'ouverture de la Montée d'Eich, le quartier se retrouve coupé de la ville et périlite. Les petites entreprises artisanales et commerciales disparaissent, ceux qui ont les moyens rejoignent la Ville haute, les terrains des anciennes fortifications étant devenus plus abordables. Le quartier s'appauvrit. « Les maisons laissées à l'abandon sont devenues insalubres et des gens moins bien lotis ont dû se chercher de nouveaux débouchés, les 'petits' métiers, tels que remouleurs, chiffonniers, colporteurs. » Dans les années 1920, ces maisons ont en grande partie été démolies, « sans mesure de repeuplement et de rénovation ». À l'époque, la chanson

populaire de Fritz Weimerskirch décrit l'impuissance des personnes visées : « *Kanner o Kanner o quel malheur/Mir müssen aus der Rue des Fleurs/Wei as dat menscheméiglech nur/Mir müsse fort vum Théiwesbuer* ».

Autre traumatisme, il y a cinquante ans, presque jour pour jour, le 30 mai 1976, le quartier du Pfaffenthal bascule dans l'horreur : Une violente explosion cause trois morts, 25 blessés et une vingtaine de maisons détruites ou très endommagées*. Plus d'une centaine de personnes doivent être relogées, notamment dans l'auberge de jeunesse toute proche. On comprendra plus tard qu'une erreur humaine est à l'origine de la catastrophe : Un chauffeur-livreur venu transvaser 10 000 litres de carburant dans un réservoir, se trompe de conduite et déverse sa cargaison dans une canalisation. En contrebas, l'inévitable se produit.

Après la catastrophe, la Ville de Luxembourg rachète progressivement les maisons devenues inhabitables et repense complètement l'ilot, redessinant le tracé des rues pour organiser les nouvelles constructions autour d'une cour centrale. Dix ans après l'explosion, l'ensemble de logements sociaux Beim Béinchen est inauguré. Trop tard pour que les anciens habitants reviennent s'installer dans le quartier. Une recomposition sociale du quartier s'amorce alors, avec bon nombre d'employés et d'ouvriers communaux. Si l'endiguement de l'insalubrité du quartier est salué, d'aucuns considèrent que l'esprit local s'est affadi avec ces nouveaux habitants qui ne font pas partie du « village ».

Le « village » était considéré comme mal famé, peuplé d'ivrognes bagarreurs, de chômeurs de longue durée

« Pour la Ville, la reconstruction a été l'occasion de vider le quartier d'une population à la réputation peu reluisante. Une sorte de nettoyage », estime un habitant. La mauvaise réputation du Pfaffenthal n'a pas été balayée par les aménagements successifs. Se sachant mal aimés et déconsidérés par « ceux d'en haut », les habitants ont préféré ne compter que sur eux-mêmes, s'appuyant sur les réseaux locaux, la débrouillardise voire la roubardise. « C'était vraiment un quartier à part qui n'intéressait pas les autorités. Il a par exemple fallu attendre quinze ans et plus de soixante morts (qui atterrissaient dans les jardins d'en bas) pour que les barrières anti-suicide soient installées sur le Pont Grande-Duchesse Charlotte », se souvient un ancien.

Jusqu'au milieu des années 1990, le « village » traîne une réputation de quartier mal famé,

peuplé d'ivrognes bagarreurs, de chômeurs de longue durée prompts à détrousser ceux qui osent s'aventurer dans le coin. « Si on cherchait du travail, il valait mieux ne pas dire qu'on venait du Pfaffenthal », se remémore une dame âgée, qui promène son chien. « Quand je suis arrivé en 1970 rue Laurent Menager : je voyais des gens se bagarrer tout le temps dans les bistrotts. Mais ce qui était bien, c'étaient les trois épiceries, le boulanger, le boucher et les cinq cafés à proximité. Mais tout ça est fini », retrace Silvestre Simoes en 2020, dans le livre *Kanner o Kanner*. « Quand j'étais petit, j'avais un peu peur d'aller de l'autre côté du pont. Il y avait là des gens qui parlaient très fort, qui buvaient beaucoup d'alcool », se souvient Kim. Il a habité dans le quartier jusqu'à son adolescence et y est revenu à l'âge adulte.

Aujourd'hui définitivement désenclavé, le *Dällchen* comme l'appellent les gens du coin, attire une population plus aisée et attise les convoitises des promoteurs. « Il y a vraiment un avant et un après l'ascenseur », constate Kim. « Avant, nous vivions très isolés. Rejoindre le centre-ville ressemblait à une excursion qui demandait un effort physique. Maintenant, je prends l'ascenseur pour aller acheter du pain. Aucun autre quartier n'est aussi bien desservi vers la ville, le Kirchberg et la gare. » Cependant, il ne parle pas de gentrification : le Pfaffenthal compte le plus grand nombre de logements sociaux de la capitale, la plupart appartenant à la Ville.

[...]



Les anciens habitants veulent conserver l'aspect « village » de leur quartier

Sven Becker

[Suite de la page 7]

Avec 1 380 habitants, le quartier reste relativement peu peuplé, mais les projets immobiliers se multiplient et les prix grimpent, en particulier rue Laurent Menager. Parmi les annonces immobilières, on a repéré un petit appartement d'une chambre à plus de 550 000 euros ou une maison de 140 mètres carrés affichée à 1,4 million. Mais toutes les rues ne se valent pas. Le centre, près de l'ascenseur sur la rive gauche de l'Alzette, abrite des travailleurs immigrés, pour la plupart portugais ou issus des anciennes colonies portugaises. Des familles luxembourgeoises précarisées y vivent depuis plusieurs générations également. Quand on s'éloigne, on trouve des maisons restaurées souvent occupées par des professions libérales et créatives. En face de la gare Pfaffenthal-Roud Bréck, rue Saint Mathieu, les anciens propriétaires laissent progressivement place à des familles plus jeunes et plus aisées : « On voit des plus grosses voitures », appuie Kim. Enfin, dans les nouvelles résidences, notamment quand on remonte le Val des Bons Malades, s'installent surtout des expats travaillant au Kirchberg, dans les institutions européennes, les banques ou les grands cabinets d'avocats. « Mais ça ne va jamais devenir Belair », ironise-t-il.

La vie économique a aussi radicalement changé dans ce quartier qui, dans les années 1950, comptait seize cafés, dix épiceries, trois boucheries et deux boulangeries. Aujourd'hui, on en recense nettement moins. Dans la partie centrale, les restaurants Madeira Stuff et Osada font aussi office de bar, et se remplissent pour la diffusion des matchs de foot. Les autres établissements affichent un ancrage moins local. Ouvert en 2023, le BAC (pour bar à cocktail) attire davantage les noctambules de la ville que les habitants du quartier. « Je cherchais un endroit hors du centre, un peu caché, mais accessible. Un endroit très luxembourgeois parce que je ne sers que des produits fabriqués ici », résume Raph Betti, le propriétaire. À l'arrière de l'Oekozer, l'Oekosoph vient d'être repris et propose une petite carte bio et saisonnière, idéale pour les bobos à vélo. L'épicerie polonaise fait figure d'exception dans le paysage, mais elle dépanne les habitants du quartier et les touristes. Le projet d'aménagement prévoyait davantage

de commerces en rez-de-chaussée, mais ces intentions sont restées lettre morte.

Ces différentes populations se fréquentent peu. « La socialisation passait par l'école, le sport, la musique ou l'église. La fanfare n'existe plus, l'école a fusionné avec celle de Clausen... », constate Kim. Il a été enfant de chœur « parce que mes amis étaient enfants de chœur » et a suivi des cours de solfège, « parce que je ne jouais pas au foot ». Plus que la gentrification, l'idée de voir le quartier se transformer en « dortoir » l'inquiète. « Ce n'est pas très différent que dans d'autres quartiers de la ville », relativise Matthias Schmidt. Cet architecte allemand, membre de Déi Gréng préside le Syndicat d'intérêts locaux Pfaffenthal-Siechenhof (Slips). « On n'est pas un syndicat critique, on préfère travailler avec la ville pour faire avancer les choses », prévient-il. Installé dans le quartier avec sa famille depuis 2013, il ne tarit pas d'éloges sur son évolution. Il cite la récente rénovation du Spidolsgaart, avec une aire de jeux, des tables et des bancs, une fontaine d'eau potable et une sculpture (un peu kitch, de Menny Olinger). Il se félicite aussi de la transformation de la source « Théiweibuer » en *Kneipp-Bad* ou des panneaux explicatifs consacrés aux points d'intérêt historiques : autant d'initiatives du Slips, soutenues par la Ville. Le syndicat organise aussi des visites guidées pour valoriser le patrimoine.

« Ce sont souvent des personnes 'moins autochtones' qui s'impliquent dans la vie du syndicat. Certaines personnes, par peur, par modestie ou par crainte de subir des réactions au détriment de leur situation sociale, préfèrent s'abstenir », lit-on dans *Kanner o Kanner* en se demandant si le long enclavement du quartier expliquerait la mentalité « montagnarde » des anciens habitants dont l'auteur apprécie « l'espièglerie, la jovialité et le caractère franc inné ».

Les habitants installés de longue date dans ce qu'ils considèrent *am Pays* sont les plus critiques à l'égard de l'arrivée de l'ascenseur panoramique, « qui a projeté le quartier d'un coup dans le 21^e siècle », selon Sophie, présente depuis plus de vingt ans. « Il y a un monde fou. Ce n'est plus jamais calme », déplore-t-elle. L'afflux de visiteurs, qu'ils débarquent à pied ou par le petit train et le mini-bus touristiques cristallise les

L'ascenseur a projeté le quartier d'un coup dans le 21^e siècle, avec les bons et les moins bons côtés de la modernité

tensions, tout comme l'augmentation du trafic automobile et cycliste. « Il y a un grand manque de respect : des gens roulent vite, restent sur leur vélo dans l'ascenseur, se garent n'importe où... Ça devient un quartier de merde », s'emporte Chantal, retraitée de 70 ans. Elle dénonce aussi l'inaction de la Ville quant à l'humidité dans son appartement et les problèmes récurrents d'inondation.

Sophie évoque encore des agressions dans l'ascenseur ou une hausse des cambriolages, une insécurité qu'elle juge importée de la Ville Haute. « Avant personne ne fermait ses portes parce qu'il n'y avait rien à voler. On a perdu cette insouciance en devenant un quartier comme les autres. » Maggy, une autre retraitée, nuance : « Ce que j'aime ici, c'est la grande solidarité entre voisins : si on voit que des volets restent fermés un peu tard, on s'inquiète pour la personne ». L'ascenseur, elle ne le prend pas de peur de rester coincée, « ça arrive souvent ». Les relations de voisinage sont justement en train de changer : « Les nouveaux arrivés ne se mélangent pas, ne participent pas à la vie de quartier, leurs enfants vont dans les écoles internationales, ils parlent anglais, ce que beaucoup d'anciens ne comprennent pas... », regrette Sophie.

Tessy Fritz n'est pas de cet avis. Responsable de l'association Canopée, installée dans l'ancien presbytère, elle trouve au contraire que les nouveaux arrivants participent à ses ateliers et festivals. Des échanges que les artistes en résidence apprécient : « la solidarité et la communication sont plus fortes ici que dans d'autres quartiers. »

En dix ans, le Pfaffenthal a déjà connu de profondes mutations. Les chantiers en cours promettent d'en accélérer encore le rythme. « Beaucoup d'éléments sont immuables car construits dans le périmètre Unesco, mais les projets vont donner encore plus d'élan au quartier », s'enthousiasme l'architecte Matthias Schmidt. Sur la rive droite, en direction de Clausen, le Parc Odendahl constitue le principal espace vert du Pfaffenthal. Il comprend déjà un terrain multisports et des espaces aménagés pour la promenade. En 2020, le Conseil échevinal a validé le projet de réhabilitation des bâtisses le long de la rue Vauban, donnant sur le parc. La maison appelée « Goethehaus » (en souvenir du passage de Goethe en octobre 1792 et des mots dithyrambiques qu'il a écrits sur l'endroit) est intégrée au projet d'extension de l'Auberge de jeunesse, principalement à destination des familles. Presque à côté, un projet privé transforme l'ancienne blanchisserie en logements. À l'autre extrémité du quartier, sur la partie appelée Siechenhof, un nouveau Plan d'aménagement particulier (PAP) est en cours d'élaboration. Longtemps occupée par des cultures maraîchères, la zone apparaît en jaune « habitation » sur le PAG de la Ville. Ces terrains situés en bordure de l'Alzette restent toutefois exposés aux inondations, comme une large partie du quartier, déjà touché par les débordements de la rivière en 2021 et 2025.

Le Pfaffenthal de demain se dessine petit à petit. Alors que les nouveaux arrivants louent le calme, la proximité de la nature et la convivialité, les anciens pensent justement que ces aspects disparaissent. Le 21^e siècle n'a pas la même saveur pour tout le monde. ●

*Un hommage officiel aura lieu le 13 juin auprès de la plaque commémorative (très peu visible) à la rue du Pont. Un documentaire de Claude Pauly rassemblant des témoignages de proches, blessés, et secours sera projeté à l'occasion.



Beim Béinchen, reconstruit dans les années 1980. Sur le mur, une plaque commémore les morts de l'explosion de 1976

« Le nombre de cas de cancers continuera à augmenter »

IIII Erwan Nonet

Les oncologues sont fatalistes, la politique pas toujours à la hauteur



Dans les labos
du Luxembourg
Institute
of Health

« L'incidence des cas de cancers progresse d'une manière inquiétante », reconnaît face au *Land* Bassam Janji, chef du groupe de recherche Tumor Immunotherapy and Microenvironnement au Luxembourg Institute of Health (LIH). Le constat vaut pour toutes les classes d'âge. Y compris chez les jeunes, voire les très jeunes. « Chaque année, on dénombre entre cinquante et soixante cas de cancers chez les jeunes garçons et un peu plus chez les filles », précise Sophie Couffignac, directrice opérationnelle du Registre national du cancer (RNC), médecin-chef de service au LIH. Environ trois mille personnes sont touchées dans l'ensemble de la population tous les ans. Même si les interprétations statistiques sont rendues difficiles par la petite taille du pays, la situation alarme les spécialistes.

Les causes de ces cancers précoces sont difficiles à définir. « Chez les adultes, ils sont souvent liés à un facteur identifié, comme le tabac, l'alcool ou le surpoids. Pour les enfants, ce n'est pas le cas », souligne Bassam Janji. Les types de cancers précoces évoluent également. Les leucémies, les tumeurs du système nerveux central restent les plus fréquentes, mais les médecins voient arriver chez les jeunes des formes que l'on ne voyait auparavant que chez les adultes, comme celles de la sphère ORL, du tube digestif ou du sein.

Déterminer les causes des cancers pédiatriques est « la question à un million de dollars », reconnaît Bassam Janji. Une question qui relève souvent de la génétique. Difficiles à appréhender, ces prédispositions peuvent aussi être transmises par les parents. L'exposition à une forte dose de rayonnement, à des pesticides, à des polluants (dont les hydrocarbures) ou la prise de médicaments déconseillés pendant la grossesse peut provoquer des anomalies génétiques qui seront léguées aux enfants. « Pour définir l'origine d'une anomalie génétique dans le cadre d'un cancer pédiatrique, il faudrait retracer l'histoire de l'enfant et de ses parents. Mais ce n'est pas toujours facile. Et il est encore plus compliqué de prouver que telle exposition soit la cause

Le registre national du cancer est un outil qui souffre de réelles faiblesses systémiques

certaine de ce cancer », reconnaît Audrey Gustin, responsable scientifique de la Fondation Cancer. « Les effets néfastes de l'amiante, par exemple, sont plus faciles à prouver parce qu'ils sont plus flagrants », avance-t-elle.

La détermination des facteurs environnementaux est un casse-tête pour les scientifiques. Apposer le tampon « cancérigène » sur une substance demande du temps. Il faut des années de recherches sur différents territoires et différentes populations. « Beaucoup d'études poussées sur des substances livrent des données très préoccupantes, mais ce ne sont que des interprétations de corrélations, pas des preuves », dit Bassam Janji. « Or le plus souvent, c'est l'accumulation de plusieurs facteurs sur un temps long qui aboutit à un cancer », ajoute-t-il.

Comme les corrélations, mêmes puissantes, ne font pas office de preuves scientifiques, la réponse en termes de

santé publique doit venir d'un autre niveau. « Nous sommes bien d'accord pour dire que beaucoup de ces pesticides sont mauvais pour nous et l'environnement, mais puisque nous ne pouvons pas toujours le prouver, c'est à la politique d'intervenir si elle estime qu'il s'agit d'un sujet de santé publique », souligne Audrey Gustin.

Martine Hansen (CSV), ministre de l'Agriculture et de la Protection des consommateurs, a déjà montré (notamment la semaine dernière dans le *Land*) qu'elle ne poussera pas la mise en place d'une législation plus stricte en la matière. Dans le même temps, son cousin Christophe Hansen (CSV), commissaire européen à l'Agriculture, a lancé mardi son Plan d'action sur les engrais. Dans un post Instagram, il explique, péremptoire, qu'ils représentent pour les agriculteurs « la différence entre le fait d'avoir une récolte et de ne pas en avoir du tout ». Son plan soutiendra donc financièrement les agriculteurs pour qu'ils achètent ces fertilisants dont les prix ont fortement augmenté, la faute aux tensions géopolitiques internationales.

Christophe Hansen n'évoque pas la présence beaucoup trop importante de cadmium dans les engrais phosphatés, particulièrement ceux de synthèse (moins dans les bios). Ce métal lourd ne se dégrade pas. Il s'accumule dans le sol, puis est absorbé par les plantes avant de se retrouver dans nos assiettes. Or le cadmium est un cancérigène avéré, reconnu avec le plus haut niveau de certitude par le Centre international de recherche sur le cancer. Les plus concernés sont les enfants, compte tenu de leur poids et de leur alimentation (pain, pâtes, biscuits, céréales, pommes de terre...). On soupçonne le cadmium d'être une des causes de l'augmentation des cancers pédiatriques. Les femmes enceintes sont également très vulnérables.

[...]



Sven Becker

Le deuxième Plan national cancer sera clôturé en octobre

[Suite de la page 9]

Au Luxembourg, la politique de santé concernant le cancer manque parfois de cohérence. Les deux Plans nationaux cancer (PNC, 2014-2018 et 2020-2026) ont permis de créer des structures importantes comme le Registre national du cancer en 2014 et l'Institut national du cancer en 2015. « Un grand atout de ces plans est aussi d'avoir installé à la même table des personnes qui ne se parlaient jamais, tant le milieu médical est morcelé », explique Sophie Couffignal. Mais le futur est pétri d'incertitudes. Le deuxième PNC (qui a été prolongé à la suite du Covid) s'achèvera cette année en octobre et les spécialistes ne savent toujours pas s'il sera suivi d'un troisième. « Nous ne serions pas contre, parce qu'un plan garantit des financements et des efforts focalisés, mais il existe une bonne dizaine de plans de santé en parallèle et ce sera au gouvernement de faire ses choix », soutient la responsable du Registre national du cancer, qui sait que, « de manière absolument justifiée », d'autres groupes de patients ou des fondations militent aussi pour profiter d'une telle locomotive. « Plutôt que de créer des plans en fonction des maladies, il serait peut-être judicieux de les organiser autour des facteurs de risques, cela fédérerait davantage de patients », soumet-elle.

Contacté par le *Land*, le ministère de la Santé reste dans le flou et indique que, « comme pour chaque plan national, une évaluation sera réalisée à la fin du deuxième PNC ». En fonction des résultats, « le gouvernement décidera des suites à donner et de l'opportunité d'un troisième plan ».

Le Registre national du cancer est lui aussi un bel outil, mais il souffre de vraies faiblesses systémiques. La principale concerne la récolte des données. Le RNC ne peut compter que sur les sources autorisées par le règlement grand-ducal de 2013, qui a réglé sa création et n'a pas bougé depuis. Or celles-ci ne permettent pas d'intégrer toutes les informations nécessaires à une bonne lecture de la situation sanitaire. La CNS, entre autres, ne figure pas dans la liste. La directrice

opérationnelle du RNC donne un exemple : « Il nous manque les informations concernant l'hormonothérapie à la suite d'un cancer du sein. Au Luxembourg, selon le RNC, seule cinquante pour cent des femmes en suivent une. C'est un mauvais chiffre, nous devrions être à 80 ou 90 pour cent. Mais cela s'explique parce que ces hormones sont aussi prescrites par les médecins ou les gynécologues de ville. Puisque ce n'était pas prévu au départ, nous n'avons pas accès à ces ordonnances qui se trouvent à la CNS. Nos chiffres ne représentent donc pas la réalité : Beaucoup de femmes reçoivent certainement le traitement approprié, mais nous ne le savons simplement pas. »

Le manque de données pénalise également la détermination de certains cancers en tant que maladies professionnelles. En 2019, la cheffe de fraction écologiste Josée Lorsché interrogeait déjà le ministre de la Santé, Étienne Schneider (LSAP). Elle arguait que les professions, les conditions de travail et les expositions professionnelles à des agents cancérigènes étaient, elles, intégrées dans les registres des pays nordiques. Le ministre lui avait répondu qu'il n'était « actuellement pas prévu d'inclure les données en question au RNC », mais qu'une telle démarche « pourrait être intéressante ». Depuis, rien.

Certains types de cancers (comme ceux causés par l'amiante ou les hydrocarbures) sont clairement inclus dans le tableau officiel des maladies professionnelles, qui figure dans le Code de la Sécurité sociale et dont la version actuelle n'a pas évolué depuis un arrêté grand-ducal de 2016. Mais d'autres cancers n'y figurent pas. De nombreux pesticides classés cancérigènes (probables ou avérés), comme le glyphosate, ne correspondent à aucune entrée spécifique. Le tableau n'a jamais indiqué, non plus, ce qu'il en était des pesticides organochlorés (comme le DDT). Interdits en Europe depuis les années 1980, ils ont causé d'énormes dégâts, tant pour la population que pour l'environnement.

Si ces informations manquent, c'est qu'une promesse initiale n'a pas été tenue, celle de créer un service national de pseudonymisation qui aurait permis d'agréger au sein d'une même

base de données des datas venant de différentes origines. Mais il ne s'est jamais concrétisé. La loi sur la pseudonymisation du 19 décembre 2025 et la future loi de santé publique feront peut-être avancer les choses.

La mission du Registre, telle qu'elle est expliquée dans son rapport *Le cancer au Luxembourg – Incidence et mortalité 2014-2021*, est de « permettre une compréhension intégrée des trajectoires de soins, de la qualité des traitements et des résultats cliniques ». L'État ne lui donne donc pas les moyens de ses ambitions.

L'évolution du nombre de cancers rend, de toute façon, les médecins et les chercheurs assez fatalistes. « Le monde est tel qu'il est et, malheureusement, il faut s'en contenter », regrette Audrey Gustin. « Le nombre de cas de cancers continuera à augmenter et le mieux que l'on peut faire est de les dépister le plus tôt possible pour les traiter de la meilleure façon », assure la responsable scientifique de la Fondation Cancer. Le ministère indique au *Land* qu'une stratégie nationale de prévention est en cours de finalisation. Audrey Gustin rappelle que l'UE vient de publier une nouvelle version de son Code européen contre le cancer. Il préconise quatorze mesures pour éviter le plus possible les causes évitables. « Il est destiné aux personnes, mais pour la première fois, cette édition propose aussi quatorze recommandations politiques à l'intention des États. » Elles ne demandent qu'à être lues. ●

Happy hour pour l'effet cocktail

Une des grandes difficultés rencontrées par les scientifiques pour déterminer les risques causés par les pesticides est l'effet cocktail. « Pris séparément, certains produits peuvent être assez inoffensifs, mais leur association démultiplie parfois considérablement leur toxicité », avance Sophie Couffignal, directrice opérationnelle du Registre national du cancer. Plus le nombre de ces substances qui circulent est grand et plus le risque d'obtenir des combinaisons dangereuses augmente. Fin mars, dans une réponse à une question parlementaire de Joëlle Welfring (Déi Gréng), la ministre de l'Agriculture, Martine Hansen (CSV), précisait que 386 produits phytopharmaceutiques contenant une substance active nécessitant une autorisation européenne étaient autorisés au Luxembourg. En 2019, le lobby de l'agro-industrie française (Phytéis) avait fait le calcul : « Pour 300 substances, les combinaisons possibles sont plus nombreuses que le nombre d'atomes dans l'univers (un nombre à plus de 80 chiffres, ndlr). »

Or même des produits qui n'ont jamais été classés cancérigènes sont aujourd'hui reconnus dangereux. Une étude très complète publiée début mai dans la revue *Nature Medicine* a décelé la signature moléculaire du piclorame, un pesticide classé sans risque, dans des tumeurs colorectales, notamment chez les moins de cinquante ans.

De plus, nous ne sommes pas uniquement confrontés aux pesticides autorisés sur le sol européen. L'ONG Foodwatch vient de tester 64 produits alimentaires importés en Europe. Au sein de cet échantillon, 27 pesticides interdits dans l'UE ont été détectés, dont quatorze qui dépassent les limites maximales autorisées. Les épices (paprika en poudre, piment, cumin) et les thés verts sont particulièrement concernés.

L'accord de libre-échange avec le Mercosur laisse craindre l'arrivée en Europe de produits qui ne respectent pas la législation européenne. Le Brésil est le plus gros consommateur de pesticides au monde. Les doses de glyphosate autorisées y sont vingt fois supérieures aux normes européennes. Martine Hansen explique au *Land* être intervenue au niveau européen pour ne pas autoriser les importations de produits non conformes, mais dans les faits, tout ne pourra pas être contrôlé. Ce qu'elle confirme : « Les produits qui arrivent au Cargo Center du Findel sont testés par l'Alva, mais le niveau de contrôle est moins élevé dans les ports d'Anvers ou de Rotterdam, c'est vrai. » EN

Et si cela arrivait près de chez vous ?

IIII Bernard Thomas

Un sentiment d'inquiétude, voire d'angoisse peut gagner le lecteur au fil des 76 pages. Celles-ci se lisent comme une dystopie juridico-politique ; ou une « démarche d'anticipation institutionnelle », selon les auteurs. La cellule scientifique de la Chambre des députés a publié ce lundi les premiers résultats de son grand « stress test » de la démocratie luxembourgeoise. Ce volet inaugural (cinq autres suivront) se penche sur la Justice : « Le droit international est-il une garantie contre les dérives autoritaires ? » Les cours et tribunaux (notamment au Kirchberg et à Strasbourg) nous protégeront-ils des actions d'un Trump luxembourgeois ? Plutôt que d'un coup d'État spectaculaire, les trois juristes de la cellule scientifique Julie Kaprielian, Racha El Herfi et Marie Marty partent d'un scénario d'érosion « à bas bruit, en deçà du seuil de visibilité ». On pense aux récentes expériences illibérales en Hongrie (2010-2026) ou en Pologne (2015-2023) : attaques contre les ONG, harcèlement de minorités, révocation de magistrats, poursuites contre des journalistes, le tout au nom d'une légitimité majoritaire.

Alors commençons par la bonne nouvelle : Au Luxembourg, le droit international prime sur l'ensemble du droit national, y compris constitutionnel. Cette suprématie de la norme internationale, soulignent les autrices, est « solidement ancrée » tant dans la jurisprudence que dans le « consensus doctrinal ». (Elle n'est cependant pas expressément inscrite dans la Constitution de 2023.) Autre bonne nouvelle : La Cour constitutionnelle pourrait jouer « un rôle non négligeable dans la censure des lois portant atteinte aux droits fondamentaux ». Mais encore faudra-t-il que ces garanties soient opérationnelles. Le premier obstacle à fran-

chir : Les justiciables, et surtout les plus vulnérables d'entre eux, devront oser saisir la justice, sans céder à la crainte de représailles, ni se laisser décourager par les coûts élevés et les longs délais. La cellule scientifique pointe une faiblesse : Le droit pour les associations de défendre un intérêt collectif devant la Justice est actuellement « extrêmement difficile » au Luxembourg.

En dernier ressort, beaucoup dépendra du courage des magistrats : « C'est l'indépendance effective des juges [...] et moins l'architecture textuelle seule, qui conditionne la résistance du système à une dérive autoritaire », lit-on dans une des notes. Et dans une autre : « Les effets juridictionnels concrets de cette primauté [du droit international sur le droit national] peuvent demeurer limités lorsque le juge administratif adopte une lecture prudente, voire minimaliste, de son rôle dans la protection des droits fondamentaux ». Il y a ensuite le risque qu'un gouvernement autoritaire adopte une stratégie d'« épuisement judiciaire », posant sans cesse de nouveaux actes administratifs, qui resteraient en vigueur « jusqu'à ce que le juge intervienne à nouveau », écrit la cellule scientifique. Celle-ci identifie un autre talon d'Achille du côté de la magistrature debout. La Constitution de 2023 a maintenu « le droit du gouvernement d'arrêter des directives en politique pénale ». La cellule commente : « Ce levier constitutionnel permettrait à l'exécutif d'orienter l'action du parquet sans modifier formellement son statut ».

Mais il y aura toujours le Conseil d'État. C'est une des ironies de l'Histoire que cet ancien bastion de la réaction, créé en 1856 par le très « illibéral » Guillaume III, soit aujourd'hui analysé comme un rempart de la démocratie libérale. Les chercheuses

de la Chambre y voient une institution qui « tempère ou freine l'action normative du législateur en faveur d'une meilleure protection des droits et libertés ». Or, les pouvoirs de la Haute Corporation sont limités. Au bout de trois mois, la majorité parlementaire peut passer outre les oppositions formelles. (Même si ce laps de temps pourrait permettre à la société civile de se mobiliser.) En tant que « maître des horloges », le Conseil d'État pourrait adopter une tactique plus discrète, en rendant ses avis très tardivement, voire pas du tout. Seulement voilà : Dans les cas d'urgence (« à apprécier dans les limites de la loi par le Grand-Duc »), le gouvernement peut se dispenser d'une telle consultation. Cette « urgence », note la cellule scientifique, « pourrait être invoquée de manière systématique par un gouvernement peu scrupuleux ». La composition de l'institution semble bénéficier d'une inertie protectrice, ses membres étant nommés pour douze ans. La cellule scientifique met en garde : Un potentiel potentat pourrait changer la loi sur l'organisation du Conseil d'État pour « anéantir ses remparts », voire le « capturer ». Il pourrait par exemple doubler le nombre de conseillers, puis nommer en masse « des personnes loyales ».

La Cour de Justice de l'Union européenne ? Si elle est une digue potentielle, « son initiative dépend largement de l'initiative de la Commission européenne ». Or, celle-ci défendra-t-elle toujours les mêmes valeurs, une fois que plusieurs États membres auront basculé du côté illibéral ? La Cour européenne des droits de l'Homme constitue une autre garantie de l'État de droit. Mais elle est d'ores et déjà attaquée par plusieurs pays de l'UE. En mai 2025, neuf chefs de gouvernement, emmenés par la Présidente du Conseil italien et la Première ministre danoise, ont publiquement critiqué la jurisprudence de la Cour de Strasbourg, qui irait « trop loin » en matière de migration : « We should have more room nationally to decide ». La cellule scientifique y voit le symptôme de « la vulnérabilité structurelle d'un système dont la force repose, en dernière analyse, sur l'adhésion des États qui en sont les parties ».

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Schulterbreite

Wer muss für die Folgekosten des US-israelischen Kriegs gegen den Iran zahlen? Darüber soll die Tripartite nächsten Monat verhandeln. Die Antwort scheint auf der Hand zu liegen: Nach der herrschenden Sozialstaatsdoktrin sollen die breiten Schultern die Last tragen. Folglich müsste die Tripartite die Schulterbreite der Sozialpartner vergleichen.

Die Schulterbreite der Lohnabhängigen messen regelmäßig IGSS, Statec, Liser. 2024 veröffentlichte das Statec eine Schrift *Salaires au Luxembourg*. Über die Höhe des Medianlohns (4 844 Euro), des Durchschnittslohns (6 327 Euro), aufgefächert nach Beruf, Wirtschaftssektor, Bildungsniveau, Wohnort. Die Höhe des gesetzlichen Mindestlohns ist präzise festgelegt: 2 703 Euro und 74 Cent.

Hat die Patronatsseite schmalere oder breitere Schultern als die Salariatsseite? Über die Schulterbreite der Firmenbesitzer herrscht Stillschweigen. In den Powerpoint-Erklärungen der Tripartite-Experten kommen die Betriebsgewinne nicht vor. Kein Kommentator in der Politik, der Presse, den Lobbys fragt nach der Höhe der Profitrate. Stattdessen starten konservative Kreise schnell die übliche Neidkampagne gegen Staatsbeamte.

Evgenii Monastyrenko und Giovanni Mangiarotti sind Mitarbeiter des Statec. Anfang des Monats veröffentlichten sie das Arbeitspapier Nummer 143: „Determinants of the profitability of firms in Luxembourg“. Unter Ausschluss des gewichtigsten Wirtschaftszweigs, des Finanzsektors. Das ist aus methodologischen oder politischen Gründen so üblich. Vergangenes Jahr bilanzierten 116 Banken sieben Milliarden Euro Nettoprofit (www.cssf.lu).

Zieht man vom Warenwert den Wert der Vorleistungen an Rohstoffen, Maschinen, Energie ab, bleibt die Wertschöpfung (valeur ajoutée). Sie wird aufgeteilt in Löhne für die Arbeiterinnen, Angestellten und in den Bruttobetriebsüberschuss (excédent brut d'exploitation), den Profit für die Kapitalbesitzer.

Der Profit im Vergleich zum gesamten Verkaufserlös, dem Umsatz, ist die Bruttobetriebsrate. Sie ist eine kaufmännische Größe. Vom Standpunkt der politischen Ökonomie hat sie geringe Aussagekraft. Deshalb benutzt die Bereicherungswissenschaft sie am häufigsten.

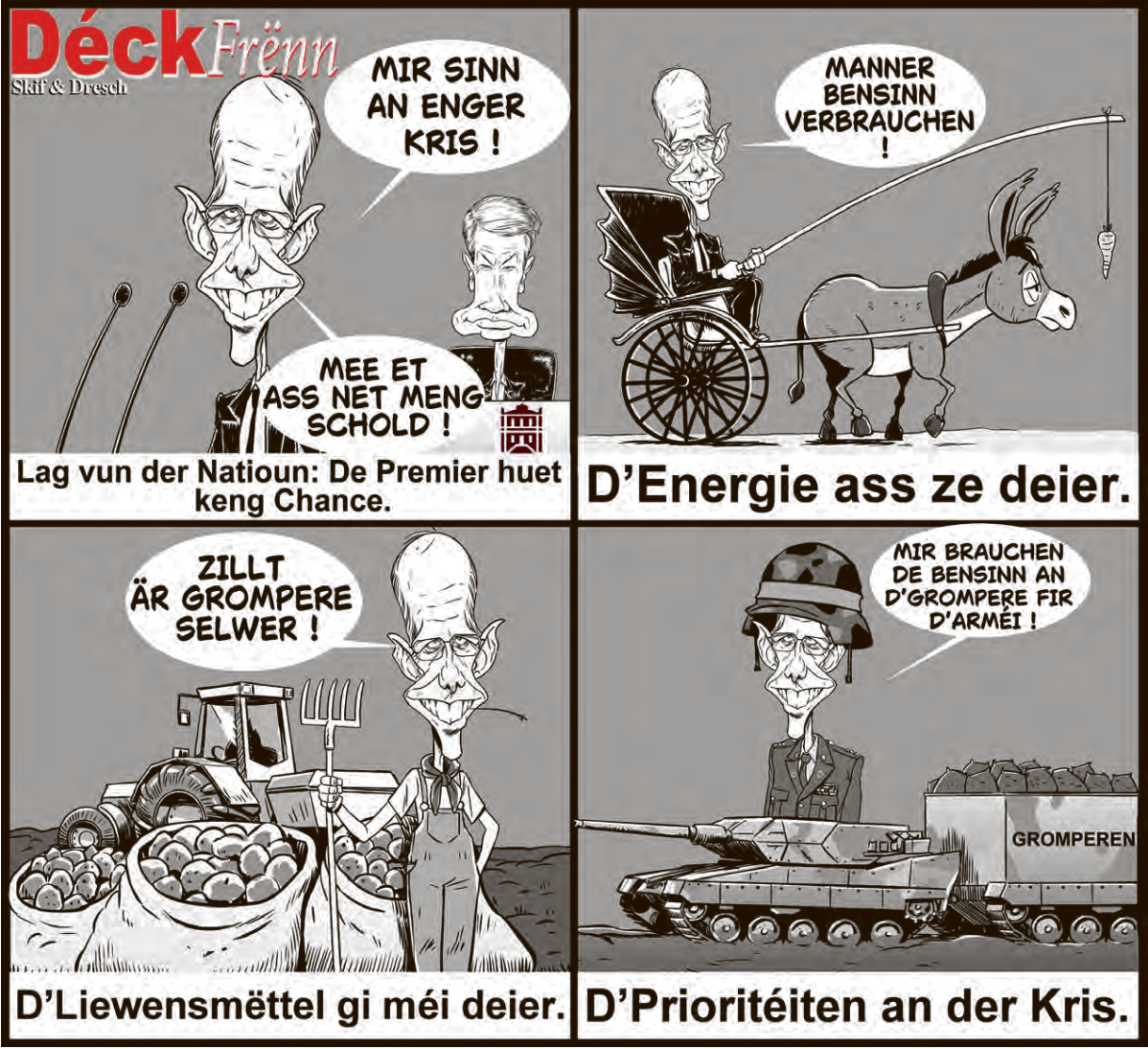
Die Statec-Autoren stellen fest, dass die Bruttobetriebsrate in Luxemburg niedriger ist als in manchen anderen Ländern. Wegen einer „exceptionally high proportion of négoce“ (S. 6) – ähnlich wie in der Schweiz. Im unproduktiven Zwischenhandel von „merchanting, subcontracting and distributive activities“ entsteht wenig Mehrwert.

Als Alternative schlagen die Autoren vor, den Gewinn nicht am Umsatz, sondern an der Wertschöpfung zu messen. Und stellen fest, dass „profitability ranking improves for several sections when profitability is measured by the margin rate“ (S. 35).

Die Kapitalbesitzer behaupten, ihr Geld für sich arbeiten zu lassen. Deshalb behielten sie außerhalb des Finanzsektors zwischen 2018 und 2023 jährlich um die 40 Prozent der Wertschöpfung als Profite für sich zurück (Statec, *Note de conjoncture*, 2-23, S. 67). Gemessen an den Löhnen entsprechen 40 Prozent der Wertschöpfung einer Mehrwertrate von 66,7 Prozent.

Einige zehntausend Aktionäre, Betriebsinhaberinnen teilen sich 40 Prozent aller „valeur ajoutée“ als Mehrwert. Eine halbe Million Beschäftigte müssen sich für den Wert ihrer Arbeit 60 Prozent der „valeur ajoutée“ als Löhne teilen: Die Schultern eines Kapitalbesitzers (0,001 Prozent „valeur ajoutée“ pro Kopf) sind im Durchschnitt zehnmal breiter als die eines Beschäftigten (0,0001 Prozent). Die Vermögensunterschiede, Steuersätze machen die Schultern noch breiter.

„En valeur absolue, l'excédent brut d'exploitation du Luxembourg a fortement augmenté – de plus de 50 % entre 2008 et 2020 – ce qui indique que l'économie génère effectivement des profits substantiels“, schrieb das Statec vor 14 Tagen (*Statnews*, 7.5.26). Welche Schultern die Folgekosten des Kriegs tragen sollen, hängt am Ende vom Kräfteverhältnis in und außerhalb der Tripartite ab. ● ROMAIN HILGERT



« Le Luxembourg d'aujourd'hui n'est pas le Royaume-Uni de 1979 »

IIII Entretien : Bernard Thomas

Interview avec Nicolas Buck, ancien président de la Fedil et de l'UEL, sur les mérites « démocratiques » de l'index, les erreurs stratégiques des organisations patronales et un Luc Frieden qui « ne fait plus du Luc Frieden »

d'Land : Aux yeux des milieux patronaux, Luc Frieden semblait le Premier ministre idéal. J'imagine que le réveil a été brutal ?

Nicolas Buck : Luc Frieden, c'était notre Schäuble, c'était l'ordolibéralisme. Son modèle n'a jamais été Jean-Claude Juncker. Malheureusement, Luc Frieden ne fait plus du Luc Frieden. Il essaie de faire un peu de Bettel, maintenant...

Il a pourtant essayé de « faire du Frieden ». Cela n'a pas duré longtemps...

C'est un cerveau très bien huilé. Mais... comment dire... la communication n'est pas son fort. Je vais être un peu dur. Aujourd'hui, on veut être divertissant quand les politiciens parlent. Et Frieden ne fait rire personne. Son mode de communication est trop rigide, trop robotique, trop professoral.

Est-ce que cela se résume vraiment à une question de com' ? N'est-ce pas plutôt l'agenda politique qui n'est pas passé auprès de la population ?

On s'est trompé de problème. On n'avait pas besoin de libéraliser le droit du travail luxembourgeois. Les horaires d'ouverture des magasins ? Les conventions collectives ? Pourquoi ouvrir ces débats qui n'amènent rien ? C'était une sorte d'hallucination. Et tout ça pour arriver un an plus tard à une manifestation de 25 000 personnes...

La « modernisation » du droit du travail, les accords d'entreprise sans syndicats, c'étaient pourtant les grands chevaux de bataille de l'UEL [Union des entreprises luxembourgeoises] sous Michel Reckinger...

Cela fait 25 ans qu'on en parle... Mais ce n'est pas le grand sujet de notre économie. Celle-ci tourne autour des services financiers, et dans une moindre mesure de la technologie et de l'industrie. Il me semble que l'UEL a été prise dans un engrenage. L'accord de coalition restait encore relativement feutré sur le droit du travail. Mais on s'est retrouvé avec une erreur de casting au ministère du Travail, avec Georges Mischo qui a commencé à faire du zèle. Et puis la faute cardinale, c'était de remettre en cause la représentativité des syndicats. C'est comme si, moi en tant que capitaliste, on remettait en question mon droit de propriété. Pour le coup, ce n'était vraiment pas malin. Le Luxembourg d'aujourd'hui n'est pas le Royaume-Uni de 1979.

La désignation de Marc Lauer à la présidence de l'UEL [qu'il reprendra en octobre] officialise-t-elle un revirement stratégique ?

Avec Michel Reckinger, c'était l'artisanat, issu des corporations, protégeant son marché. Là, ce sera le capital financier et l'industrie, donc des secteurs tournés vers l'international et qui, je l'espère, seront moins dans la confrontation permanente.

« On n'avait pas besoin de libéraliser le droit du travail luxembourgeois. [...] Pourquoi ouvrir ces débats qui n'amènent rien ? C'était une sorte d'hallucination. »
Nicolas Buck, ce lundi lors de l'interview

Wirtschaft

Le grand problème des présidents de l’UEL, c’est qu’ils se retrouvent face à des professionnels de la politique et des professionnels du syndicalisme. Il serait peut-être temps de mettre en avant un administrateur délégué plutôt qu’un président. Le meilleur qu’on a eu à ce poste, c’est Jean-Jacques Rommes.

Lorsque vous présidiez l’UEL, vous étiez, vous aussi, dans une logique de la confrontation, voire de la provoc’.

Oui, mais j’ai été sauvé par le Covid ! La pandémie m’a permis de renouer avec les syndicats et Dan Kersch. Mais les ponts n’avaient jamais été coupés. J’avais toujours entretenu de bons liens avec les syndicats, et j’allais régulièrement déjeuner avec les responsables syndicaux et le ministre du Travail. J’ai également essayé de comprendre le mouvement syndical. Dans la salle de réunion de l’OGBL, il y a une énorme photo de la grève de 1973. Tout est dit. Il faut s’intéresser à cette histoire, c’est une forme de respect.

L’OGBL et le LCGB menacent aujourd’hui de maintenir leur mobilisation « jusqu’en octobre 2028 ». Comment analysez-vous ce positionnement ?

Ce sont eux l’opposition aujourd’hui, et non le LSAP ou les Verts, qui ne pèsent pas sur le débat public. Nora Back et Patrick Dury ont eu leur grande manif ; ils sont entrés dans l’histoire du syndicalisme luxembourgeois. L’erreur au niveau patronal, c’était d’afficher une antipathie pour « ces gens-là ». On peut être en désaccord fondamental avec les idées des syndicats, mais il ne faut pas en faire une bête noire. Il ne faut pas non plus être naïf et penser que les syndicalistes vont comprendre les vues du capital ou se soucier du triple A. Chacun est dans son rôle. On doit se respecter. Et il est parfois même permis de s’apprécier. Cela s’appelle les partenaires sociaux.

Justement, quel regard portez-vous sur le modèle tripartite ?

Il n’y aurait pas de Tripartite s’il n’y avait pas d’indexation des salaires, voilà mon intime conviction. Dire que la tri-

partite est un instrument de crise, comme le fait le Premier ministre, c’est faux. Prenez la grande pandémie du Covid : Le gouvernement invitait les partenaires sociaux à un café cordial, et c’était tout. On veut aujourd’hui que les partenaires sociaux se mettent d’accord sur le constat économique. C’est peine perdue ! Les syndicats et le patronat vont évidemment avoir des lectures complètement différentes. Non, le but est beaucoup plus simple : faire baisser les prix de l’essence, du gaz et de l’électricité en faisant intervenir l’État pour repousser les prochaines tranches indiciaires.

Le patronat a-t-il toujours un intérêt à la Tripartite ?

Luc Frieden ne veut surtout pas de Tripartite, il l’a souvent dit. Mais pour les représentants patronaux et syndicaux, la Tripartite, c’est le grand moment. C’est l’instance où, avec le gouvernement, nous pouvons décider. Pour nous, c’est essentiel pour atténuer le mécanisme de l’index. Des décisions

politiques peuvent être prises à la Tripartite que le gouvernement, seul, ne pourrait jamais faire voter au Parlement. Mais à mes yeux, la Tripartite n’est pas le bon instrument pour parler des systèmes sociaux et encore moins des retraites. On ne peut tout simplement pas demander aux syndicats, qui comptent des milliers de pensionnés parmi leurs membres, d’accepter un recul. Ce serait contre-nature, tout simplement. Le pauvre Mars Di Bartolomeo doit regretter d’avoir fait voter l’article sur l’ajustement des retraites en 2012. Ce mécanisme [supposé freiner l’ajustement des retraites, dès que les dépenses dépassaient les cotisations, *ndlr*] a sauté aux Sozialronnen de l’été dernier. Quel gâchis.

Pour une Fédération des artisans, la question de l’index est bien plus sensible que pour une ABBL. Un directeur de banque peut même se réjouir d’une tranche indiciaire, il gagnera quelques centaines d’euros de plus à la fin du mois...

[...]

CV

Issu de la bourgeoisie locale (et italienne, du côté maternel), Nicolas Buck commence sa carrière dans l’industrie. En 1995, il reprend l’imprimerie familiale (Victor Buck), crée un nouveau site à Leudelange et décroche un contrat avec Nokia, qui devient vite son principal client. Or, en 2008, la multinationale finlandaise délocalise son usine de Bochum vers la Roumanie. Dans la foulée, elle résilie son contrat avec l’imprimerie luxembourgeoise. La firme créée en 1852 entre en crise. Elle ferme définitivement en 2009 ; 90 salariés sont licenciés. Un échec industriel contrebalancé par une réussite dans les technologies. Car en parallèle à l’imprimerie, l’héritier avait monté

Victor Buck Services, société spécialisée dans le traitement de données financières, qu’il revend en 2012 au Groupe Post. En 2016, Nicolas Buck se réinvente comme représentant patronal, prenant la présidence de la Fédération des industriels (Fedil). Au printemps 2019, il succède à Michel Wurth comme président de l’Union des entreprises luxembourgeoises (UEL). Son style décomplexé et ses sorties iconoclastes créaient régulièrement le buzz. Son passage à l’UEL sera toutefois de courte durée. Fin 2020, Nicolas Buck démissionne de la présidence. Il réside aujourd’hui entre le Luxembourg et l’Angleterre. Il co-dirige Palana Services (ex-Sequoia), une PME qui propose des services de « compliance » et de « reporting » à l’industrie des fonds. BT



« Il n’y aurait pas de Tripartite s’il n’y avait pas d’indexation des salaires. »

Délégation patronale au premier round tripartite, mardi dernier



Luc Frieden avant son état de la nation. En haut à gauche : la maréchale de la Cour, Sasha Baillie, et Michel Scholer, le « dircab » du Premier ministre

[Suite de la page 13]

Pour le secteur bancaire, des taux d'intérêt plus élevés [que durant la décennie 2012-2022, ndlr.] sont plus importants que l'indexation des salaires. Je vais peut-être vous étonner, mais je suis favorable au mécanisme de l'indexation. Il garantit une forme de stabilité démocratique. On le voit dans les autres pays : Ce sentiment d'érosion du pouvoir d'achat est destructeur pour la démocratie. N'oublions pas que la promesse de la démocratie libérale, c'est le salut sur terre et non au ciel. Cela dit, si deux ou trois tranches s'accumulent en quinze mois, cela pose évidemment un problème important.

Dans une récente interview au *Wort*, Michel Wurth souligne une fonction importante de la Tripartite : Celle d'intégrer les salariés frontaliers et les entreprises internationales, dont les intérêts sont marginalisés par le système politique luxembourgeois.

On peut analyser la démocratie parlementaire luxembourgeoise selon la théorie du « rent seeking ». Ce sont clairement les Luxembourgeois, les pensionnés, et surtout la fonction publique qui ont mis la main sur le budget de l'État ; et ils se soucient très peu des autres parties prenantes. Michel Wurth a donc raison : la Tripartite représente également les autres. Mais la CGFP siège, elle aussi, à la table. Nous nous retrouvons donc de nouveau dans une situation de blocage. De toute façon, les solutions aux problèmes structurels qu'affrontent nos systèmes sociaux, et surtout notre système des retraites, devront être politiques. Elles auront besoin d'une forte légitimité démocratique. Sur ces questions, la démocratie libérale doit atteindre l'âge adulte et s'affranchir de la tutelle des corps intermédiaires. Et puis n'oublions pas qu'aussi bien les syndicats que le capital ont, pour différentes raisons, longtemps regardé avec une certaine méfiance cet étrange animal qu'est la démocratie libérale.

Le gouvernement veut maintenir coûte que coûte sa grande réforme fiscale, dont le *price tag* annuel avoisine le milliard d'euros. Les baisses d'impôts d'aujourd'hui seront-elles l'austérité de demain ?

Cette réforme, ce n'est pas sérieux. Et je ne comprends pas que Luc Frieden laisse faire. Son fonds de commerce devrait être la solvabilité de l'État. Et de l'autre côté, il laisse Xavier Bettel et les libéraux rouvrir le débat sur le salaire minimum...

En amont de la Tripartite, la CGFP revendique une « réduction d'impôts temporaire » ainsi que l'ajustement intégral du barème d'imposition à l'inflation.

N'attendons pas des syndicats qu'ils se soucient de la soutenabilité des finances publiques. Ce n'est pas leur sujet. La CGFP est le syndicat des employés de la fonction publique. Son seul intérêt, c'est de capter une partie de la plus-value générée.

L'État central continue à recruter : Depuis 2016, le coût des traitements de la fonction publique a plus que doublé.

Le capital a besoin d'un État fort, d'un acteur qui joue le rôle d'arbitre du marché. Maintenant, l'État au Luxembourg est bien plus qu'un arbitre, il est acteur du marché et influence le résultat du match. Le pays a besoin du triple A pour son modèle économique. Nous sommes petits, entourés de voisins « méchants » qui n'attendent que de nous dévorer. Il est donc nécessaire que l'État puisse attirer des têtes bien faites. Alors oui, il y a une dérive au niveau de l'évolution de la masse salariale de l'État mais on ne peut pas tout avoir. Je préfère avoir une très bonne fonction publique ; même si elle coûte cher.

Et le risque d'une « qatarisation », évoqué par Patrick Dury ?

It's too late. On ne va pas passer notre temps à discuter de problèmes qui sont en fait insolubles. L'écart entre le privé et le public va rester... Jusqu'au moment où l'État n'aura plus les moyens.

Ce moment n'est-il pas en train de se profiler ? La croissance est amorphe depuis 2022, l'emploi stagne, le chô-

« La faute cardinale, c'était de remettre en cause la représentativité des syndicats. C'est comme si, moi en tant que capitaliste, on remettait en question mon droit de propriété. Pour le coup, ce n'était vraiment pas malin »

mage est en hausse. Le Luxembourg est-il en train de se « normaliser » ?

Nous sommes arrivés à un point d'inflexion. On ne reviendra plus aux taux de croissance de l'emploi qu'on a connus dans les années 2000-2010. Le pays va se rendre compte que la croissance avait quand même du bon.

Les lobbys patronaux se plaignent souvent du « fardeau réglementaire ». Or, pour la place financière luxembourgeoise, c'est tant mieux, non ? Cela fait plus de services à facturer pour les Big Four et des entreprises comme la vôtre ?

Nous sommes un centre de compétences dans l'interprétation réglementaire et le *packaging* de produits financiers. C'est notre fonds de commerce. Il faut donc que les gens qui passent par le Luxembourg se sentent en sécurité. ●



« L'erreur au niveau patronal, c'était d'afficher une antipathie pour 'ces gens-là'. » Patrick Dury et Nora Back, mardi passé lors du rassemblement de l'Union des syndicats



Freie Bürofläche:
Omar Qaise auf
Expansionskurs

To boldly go

IIII Stéphanie Majerus

OQ-Technology hat Pionierleistungen aufzuweisen. Ein Rundgang durch den Firmensitz des Raumfahrtunternehmens: von der Werkbank bis in den Orbit

In einem Raum, nicht größer als ein Schlafzimmer, liegen auf einem Tisch fünf aufgeklappte Satelliten – jeder weniger als ein Meter lang. Rote, gelbe und schwarze Kabel schlängeln sich über rund eine Million Euro teures Material. „Wir testen hier Software, bevor wir sie in die Umlaufbahn schicken“, erklärt Omar Qaise, Gründer des in Leudelingen ansässigen Unternehmens OQ-Technology. Nur Jérém, ein erfahrener Software-Entwickler, arbeitet in diesem Raum. Weitere Informatiker, Techniker und Ingenieure sitzen im Großraumbüro nebenan. Junge Männer unter 40, locker angezogen, im Hoodie oder T-Shirt blicken auf Bildschirme, auf denen sich Zahlen und Diagramme bewegen, die für Nichteingeweihte ein Rätsel bleiben.

Das Kerngeschäft von OQ-Technology ist die Herstellung von Satelliten, die etwa 500 Kilometer über der Erde im sogenannten Low Earth Orbit (LEO) kreisen und im Mobilfunk-Frequenzspektrum operieren. Das ermöglicht Geräten in abgelegenen Gegenden oder bei ausgefallener Internetverbindung eine 5G-Verbindung. Blickt Omar Qaise auf die vergangenen 15 Jahre zurück, sagt er, alles habe mit einem „Jump into the Unknown“ angefangen. Nach Stationen am Deutschen Zentrum für Raumfahrt in München, bei der ESA in Darmstadt, als Softwareentwickler für den OHB Satellitenhersteller in Bremen, vollzog er ab 2014 parallel zu seiner Arbeit bei der SES in Betzdorf Schritte zur Unternehmensgründung – nicht, um „etwas zu kopieren, was schon existiert“, betont er, „sondern um eine innovative Technologie zu entwickeln“. Er habe Space-Konferenzen besucht, Fachmagazine und Blogs gelesen, sich mit Leuten unterhalten. Schließlich habe ihn das französische Unternehmen Sigfox, das auf schmalband-Netzwerke im Bereich des Internets der Dinge spezialisiert ist, auf die Idee gebracht, LEO-Minisatelliten mit Smartphones zu verbinden. Als ihm diese Idee kam, war er derart neugierig, dass er auf dem nächstbesten Stück Papier erste Berechnungen anstellte. Offenbar haben die Berechnungen gefruchtet: Heu-

te sitzt er in Leudelingen mit Einstecktuch in seinem Jackett – einem CEO-Erkennungszeichen.

Im Januar 2016 trug er sein Unternehmen ins Handelsregister ein. 2019 ging der erste Testsatellit in eine Umlaufbahn; im November 2025 verschickte OQ-Technology die erste Notfallmeldung direkt von einem Satelliten an Smartphones. Ohne Umweg über eine App oder ein Software-Update. Im Jahr 2016 hatte zugleich eine weitere Person Lust, sich in den Space-Business zu begeben: LSAP-Wirtschaftsminister Etienne Schneider gründete Space Resources, um die luxemburgische Wirtschaft breiter aufzustellen – in der Tradition von CSV-Premier Pierre Werner, der Anfang der 1980er-Jahre den ersten SES-Astra-Satelliten durch eine Staatsgarantie finanziell absichern ließ. Über die 2018 gegründete Luxembourg Space Agency eröffneten sich neue Finanzierungsmöglichkeiten für Start-ups; zudem unterzeichnete Schneider Kooperationsvereinbarungen mit Ländern wie den Vereinigten Arabischen Emiraten, China und Russland. Unter einer veränderten internationalen Großwetterlage nahm sein Nachfolger Franz Fayot (LSAP) ab 2022 eine Neuausrichtung auf europäische und Nato-Partner vor. Er überarbeitete zudem die Strategie, um Aspekte wie Nachhaltigkeit stärker einzubeziehen. Etwa 80 Space-Unternehmen und 1650 Angestellte zählt der Sektor (ohne Einbezug der SES). Fast alle Unternehmen haben allerdings ihren Firmensitz im Ausland; OQ-technology ist neben SES eins der wenigen luxemburgischen Space-Unternehmen. Der Sektor soll um die eineinhalb Milliarden Euro jährlich erwirtschaften.

Tech-Jugend in Bagdad

Die Weltraum-Leidenschaft des Satellitenherstellers reicht aber weiter zurück als seine Studienzeit. Man ahnt es: Schon als Kind habe sich Omar Qaise für Planeten, Raketen und die

Nasa begeistert. Geprägt habe ihn auch die Lektüre von Jules Vernes *Von der Erde zum Mond* – ein Abenteuerroman, der mit prophetisch-wissenschaftlichem Scharfsinn von einem internationalen Weltraumrennen erzählt. Seine Kindheit und Jugend hat er in Iraks Hauptstadt verbracht. Wie war sein Leben in Bagdad? An einer englischsprachigen Schule für Hochbegabte habe er Programmieren und Astrophysik gelernt, antwortet er. „Ich habe viel Zeit in der Schule verbracht. Dort hatten wir Zugang zu Computern und haben Physik-Experimente gemacht.“ Als Jugendlicher hatte er Einstein zum Vorbild, sein Foto trug er Jugendlicher bei sich. Die Relativitätstheorie fasziniere ihn. Begeistert ist er auch von dem Physiker und Mathematiker Roger Penrose und seiner nicht-algorithmischen, quantenphysikalischen Bewusstseinstheorie. Mit zehn Jahren hätten ihm seine Eltern einen Computer gekauft, „that helped me a lot“. Den Irak habe er noch vor Kriegsbeginn verlassen und begann dank eines Stipendiums 2004 ein Studium an der Universität Bremen. Inzwischen besitze er die deutsche Staatsangehörigkeit.

Zwölf Patente hat OQ-Technology mittlerweile bei europäischen und US-Behörden angemeldet. „Aus IP-Lizenzgebühren auf Halbleitern könnte sich künftig vielleicht ein Milliardengeschäft entwickeln“, schätzt Qaise. Um patentfähige Erfindungen zu entwickeln, müsse man Marktentwicklungen antizipieren. Bisher gebe es in diesem noch jungen Markt nur eine Handvoll Akteure – „und wir hier in Luxemburg sind mit dabei“, betont er. Seine Kinder gehen hier zur Schule und sprechen Luxemburgisch. Er sei dabei, im Großherzogtum Wurzeln zu schlagen. Kooperationen unterhält OQ mit Luxinnovation, dem LIST und dem SNT; mit Letzterem habe man als Teil eines größeren Konsortiums an der Amazing-6G-Initiative mitgewirkt, um die Entwicklung europäischer 6G-Infrastruktur voranzutreiben.

[...]

[Fortsetzung von Seite 15]

„Je mehr Kunden man hat, desto mehr Use-Cases kann man sammeln“, erklärt der 42-Jährige. Aktuell zählt das Unternehmen 30 Kunden, darunter die Deutsche Telekom und Aramco, die größte Erdölfördergesellschaft mit Sitz in Saudi-Arabien, die seit 2022 auch in OQ-Technology investiert. 200 weitere potenzielle Kunden seien in der Pipeline. Verstärkt kooperieren wolle man nun mit der Regierung im Notfall- und Verteidigungsbereich; ihr Dienst könne beispielsweise vor Drohnenangriffen warnen. „Fallen erdgebundene Netzwerke aus – bei Bränden, Überschwemmungen oder Sabotage des Stromnetzes – kann die Feuerwehr mit Menschen aus Krisengebieten in Kontakt bleiben.“ Humanitäre Dienste wolle er nicht auf Europa beschränken, sondern „to the whole world“ anbieten. Weitere mögliche Anwendungsgebiete sind die Seefahrt, in der Satelliten günstige Routen berechnen können, die Erkennung von Lecks in Pipelines sowie die Steuerung automatischer Bewässerungssysteme in der Landwirtschaft.

Hoher Konkurrenzdruck, Kampf um „Talente“

Der Konkurrenzdruck im Satelliten-Geschäft ist groß. Starlink möchte neue Geschwindigkeiten beim Herunterladen von Daten erreichen. An der *Space Week* vor zwei Jahren zeigte man sich auf Kirchberg nervös: Kaum jemand könne mit Starlink mithalten. Vor allem im Anwendungsbereich autonome Fahren erwarte das Unternehmen von Elon Musk Skalierbarkeit. „Für die Direktübertragung auf das Gerät möchte man so nah wie möglich am Auto sein“, erläuterte SES-Vertreter Mohammad Marashi damals – genau das weckt das Interesse für den LEO-Satellitenbetrieb (*d'Land* 06.12.2024). Omar Qaise bestätigt das Wachstumspotenzial der erdnahen Satellitenbranche: „Der chinesische Autohersteller Geely ist dabei, seine eigene Satellitenkonstellation aufzubauen, um seine Fahrzeuge zu vernetzen.“ Hier würden sich neue Fragen für die europäische Souveränität stellen; er selbst ist auch an diesem Markt interessiert. OQ sei Starlink auf den Fersen: Neben dem US-Konkurrenten sei man dieses Jahr die ersten Europäer, die bidirektional Sprach- und Textnachrichten versenden werden.

Ende 2016 zählte das Unternehmen sieben Mitarbeiter. Heute sind es 44 in Luxemburg, ein paar weitere sind auf kleine Zweigstellen in Griechenland, Australien, Ruanda und Saudi-Arabien verteilt. Wie schwer ist es, für diese hochspezialisierte Branche Mitarbeiter zu finden? „Ich durchkäme LinkedIn und Job-Plattformen, um Talente aufzuspüren“, erklärt Betriebsmanagerin Marwa Naseem. Für sehr spezialisierte Stellen, die einen Dokortitel in der Raumfahrttechnik, Elektronik oder Telekommunikation erfordern, engagiere sie Headhunter. Manchmal stehe sie vor der Frage: „Wie kriege ich die Leute nach Luxemburg?“ Denn Paris, München und andere Metropolen ziehen junge Hochschulabsolventen stärker an. „Ich verweise auf Steuervorteile und günstigere Mieten im grenznahen Bereich“, sagt die Frau im blauen Anzug mit passenden blau-violetten Fingernägeln. Mittlerweile arbeiten bei OQ-Technology Personen von 22 unterschiedlichen Nationalitäten, manche kommen aus den Nachbarländern. Aber auch aus Südamerika, Griechenland und Italien konnte man Ingenieure gewinnen. Marwa Naseem unterstreicht die Ambitionen des Unternehmens: „Seit Anfang des Jahres haben wir 16 Leute eingestellt, sechs Stellen sind noch offen.“ Das Unternehmensziel sei es, im Laufe des nächsten Jahres auf 100 Mitarbeiter/innen zu kommen.

Im Flur treffen wir auf Vittorio. Seit zwei Monaten arbeitet er bei OQ. „Really positive vibes“ spüre er im Unternehmen; man arbeite gemeinsam mit Gleichgesinnten an konkreten technischen Problemen. Seine Aufgaben seien voller Herausforderungen, der Druck aber nicht zu groß – das motiviere ihn. Der Italiener ist von Neapel ins französische Grenzgebiet gezogen. Am Arbeitsplatz reiche Englisch, in Luxemburg-Stadt auch, aber nicht unbedingt darüber hinaus, deshalb lerne er nun Französisch.

In einem Nebenzimmer wird das Konkrete seiner Arbeit erneut greifbar. An der Wand hängen acht Bildschirme. Einer zeigt die zwölf hauseigenen Geräte, die mit 29 000 Kilometern pro Stunde durch die Umlaufbahn rasen – eine Geschwindigkeit, bei der es eine Herausforderung ist, sie ununterbrochen mit Geräten auf der Erde in Kontakt zu halten. 90 Minuten benötigt ein LEO-Satellit, um die Erde zu umrunden; wegen der Erdrotation überfliegt er aber nur alle fünf Stunden die gleiche

OQ sei Starlink auf den Fersen: Neben dem US-Konkurrenten sei man dieses Jahr die ersten Europäer, die bidirektional Sprach- und Textnachrichten versenden werden

Stelle. Und jeder einzelne erreicht per Funk ein Gebiet so groß wie halb Deutschland. Vier weitere Bildschirme zeigen Zickzacklinien, fast wie bei einer Herzfrequenzmessung, und geben Auskunft über den Gesundheitszustand der Satelliten. Nur eine einzige Person überwacht die schuhkartongroßen Himmelskörper im Orbit – wo sie zumeist nicht länger als fünf Jahre überleben. „Anschließend ziehen wir sie in die Atmosphäre, wo sie verbrennen und sich auflösen – damit kein Weltraummüll entsteht“, erläutert Omar Qaise.

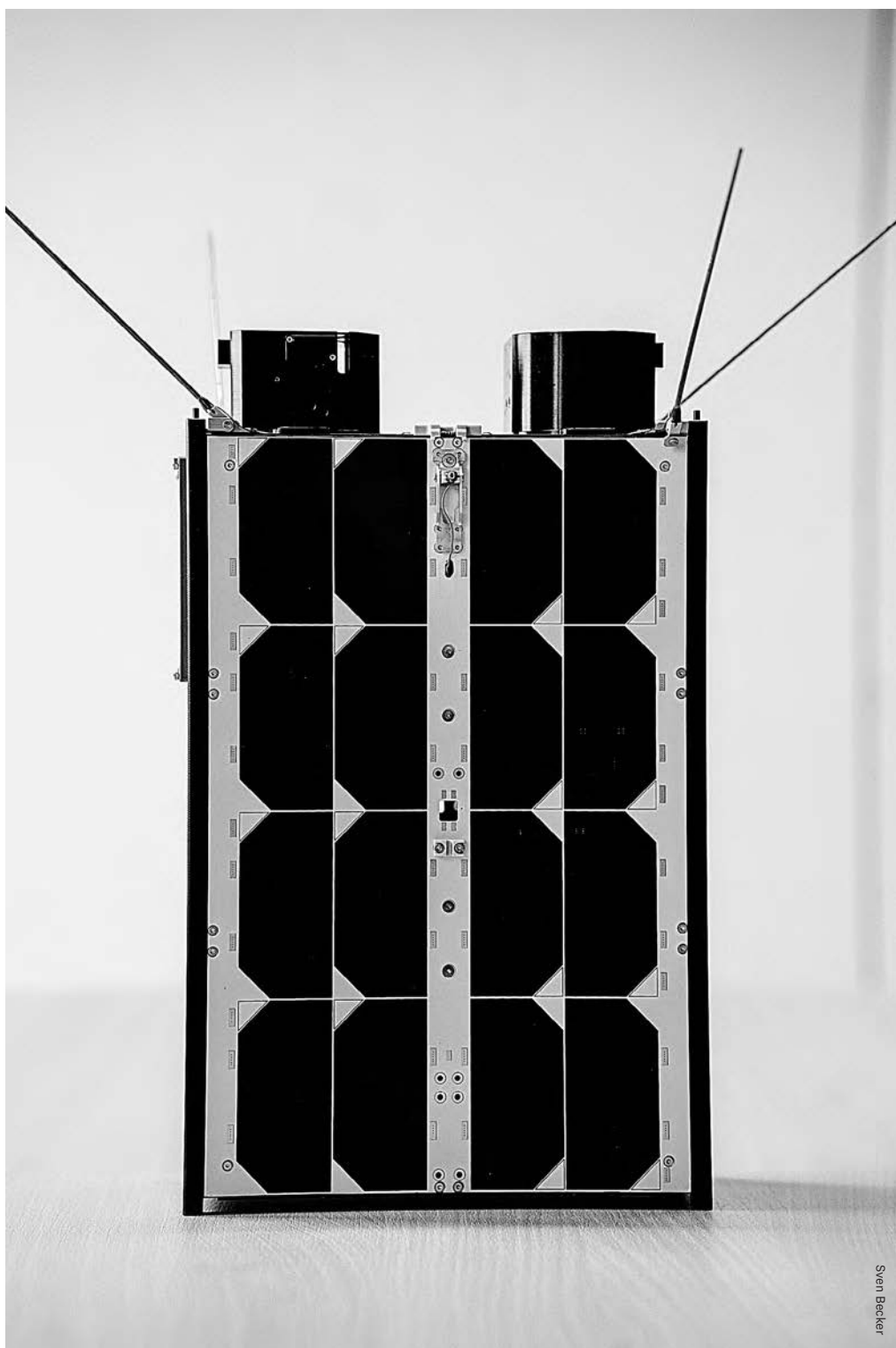
Premier Frieden und das Weltall

Während unseres Unternehmensbesuchs wundert sich Stefan van Look, Manager für Regierungsangelegenheiten bei OQ: „Viele Einheimische wissen gar nicht, dass sich in Luxemburg neben der SES ein ganzes Ökosystem an Raumfahrtunternehmen entwickelt hat.“ Der Bürgermeister von Leudelingen, Lou Linster, sei neulich im Firmensitz zu Besuch gewesen und habe sich dann erst ein Bild von dem Anspruch des Unternehmens gemacht. Allerdings habe er sich als Ingenieur zu erkennen gegeben: Der DP-Bürgermeister habe die Kabel genauer inspiziert als andere Besucher. Vor drei Wochen besuchten zudem die Abgeordneten Sven Clement (Piraten), Octavie Modert (CSV) und Gérard Sockmel (DP) gemeinsam mit Kammerpräsident Claude Wiseler den Firmensitz.

In der öffentlichen Debatte wird tatsächlich erst wieder seit einem Jahr wieder vermehrt die Space-Wirtschaft thematisiert. „Keine Panzer bauen“ wolle er, sagte Premier Luc Frieden mehrfach mit Blick auf höhere Verteidigungsausgaben. Am Dienstag legte Frieden während seiner Rede zur Lage der Nation nach. Man lege den „Fokus auf Forschung und Innovation“ und investiere in Technologien, „d'ei och en zivilen Zweck kënnen hunn“, er denke da an Wetall-Technologien und Cybersicherheit. Die Satellitenindustrie, die rund um die SES entstanden sei, „ass Deel vun der Lëtzebuurger DNA“. Derweil entstehe auf dem Space Campus auf Kockelscheuer eine Produktionshalle samt Testzentrum für Weltraumgeräte: „De Bau vu Satelliten direkt hei zu Lëtzebuerg ass e ganz neit Kapitel an der Geschicht vun eiser Industrie“, freute sich der Premier am Dienstag. Auch OQ-Technology will künftig Satelliten in Luxemburg herstellen – und könnte dieses Ziel möglicherweise früher erreichen als die SES, die auf größere Satelliten spezialisiert ist, deren Stückpreis bei rund 290 Millionen US-Dollar liegt. Die erdnahen Satelliten hingegen kosten – Material und Launch zusammengerechnet – rund eine Million Dollar, manchmal sogar weniger. Für europäische Regierungen stellt sich auch die Frage, wie mit Abhängigkeiten von Privatanbietern mit einer möglicherweise Monopolstellung umgehen wird.

Wie viele Scale-up-Leiter beklagt sich auch Omar Qaise über die europäische Investitionsmentalität – sie sei zu „risikoavers“. Doch er agiere in einer kapitalintensiven Industrie; das sei eine der Herausforderungen, die er gerade angehen müsse. Im Februar erhielt OQ-Technology von der Europäischen Investitionsbank ein Venture-Darlehen in Höhe von 25 Millionen Euro für Forschungs- und Entwicklungsprojekte sowie den Launch von 20 softwaredefinierten Multibandbreiten-Satelliten. Durch das Darlehen erhofft er sich, das Vertrauen weiterer Privatinvestoren gewinnen zu können.

Regelmäßig statten auch Botschafter/innen dem Unternehmen einen Besuch ab. Vor drei Wochen schneite die US-Botschafterin Stacey Feinberg vorbei. Mit der Geschäftsfrau habe man „thoughtful discussions“ über Marktentwicklungen geführt, wie OQ auf LinkedIn mitteilte. Sie glaube an das Potenzial des Weltraumgeschäfts. In einem *Tageblatt*-Interview nannte sie Etienne Schneider einen „Visionär“ und „klugen Mann“, der „die Zukunft des Weltraums vor Jahren erkannt“ habe. Aber das stimmt nicht so ganz: Unter Schneider lag der Fokus auf dem Abbau von Weltraumressourcen – einem Ziel, von dem man noch weit entfernt ist. Und unter ihm gingen Millionen an das Unternehmen Planetary Resources verloren. Vor allem Franz Fayot rückte realistische Anwendungsfälle ins Zentrum. ●



Nicht größer als ein Schuhkarton: Ein LEO-Satellit von OQ-Technology

Sven Becker

Résilience à rude épreuve

III Georges Canto

La guerre en Iran renchérit le coût de la vie d'Américains déjà bien endettés

Depuis des années, sa résilience déjoue les pronostics les plus pessimistes. La consommation des ménages américains tient bon et fait aujourd'hui figure, tout comme les investissements dans la tech, de pôle de stabilité dans le chaos économique qui règne depuis le retour de Donald Trump à la Maison-Blanche début 2025. Mais des craquements commencent à se faire entendre. Les Américains consomment beaucoup : la part de leur revenu disponible consacrée aux dépenses courantes est très supérieure à celle des Européens. En conséquence, ils mettent moins d'argent de côté, avec un taux d'épargne de seulement trois à quatre pour cent, quatre fois plus faible que celui qui prévaut de ce côté-ci de l'Atlantique (15,1 pour cent en zone euro fin 2025).

Pour maintenir leur « train de vie », ils n'hésitent pas à s'endetter, parfois lourdement. 80 pour cent des ménages américains détiennent au moins une dette, contre 45 à cinquante pour cent en France, en Espagne et en Allemagne. Parmi les propriétaires de logements, plus de soixante pour cent remboursent encore un prêt hypothécaire contre 18 pour cent en Europe. L'encours des dettes des ménages représente environ 68 pour cent du PIB contre 51 pour cent dans la zone euro.

Au cours des dernières années, les dépenses de consommation ont été alimentées par un fort sentiment de confiance en l'avenir, mesuré notamment par « l'indice mensuel de sentiment des consommateurs » calculé par l'université du Michigan. Après une chute brutale entre mars 2020 et mai 2022 pour cause de Covid-19 puis de guerre en Ukraine, il avait retrouvé des couleurs en 2023 et 2024, tout en restant au-dessous de sa moyenne historique sur 70 ans.

Ce sentiment s'appuie lui-même sur un marché de l'emploi dynamique, le taux de chômage américain étant toujours plus faible qu'en Europe (quatre pour cent en février 2026 contre six pour cent dans l'UE). Mais, par ailleurs, la consommation est traditionnellement soutenue aux États-Unis par « l'effet de richesse », autrement dit par l'augmentation de la valeur du patrimoine immobilier et financier des ménages. Cette valorisation permet d'obtenir plus facilement des financements puisque les garanties présentées sont plus élevées.

Du côté de l'immobilier, l'effet de richesse n'a pas laissé de bons souvenirs car c'est sa prise en compte qui est à l'origine de la crise des *subprimes* en 2007. Certains établissements financiers n'avaient pas hésité à prêter de l'argent à des ménages modestes et déjà endettés au titre de leurs « *mortgages* » en leur expliquant que l'augmentation de la valeur de leur bien servirait de garantie. Le système s'est effondré quand les perspectives de valorisation se sont révélées illusoire. Les conditions de marché sont devenues telles que l'effet de richesse immobilier ne peut plus jouer qu'un rôle limité. Une étude de *Reuters*

Le nouveau gouverneur de la Fed va avoir du mal à tenir ses engagements

publiée en décembre 2025 estimait à seulement 1,4 pour cent la hausse du prix des logements américains en 2026, soit la même augmentation qu'en 2025, qui était déjà le rythme annuel le plus lent enregistré depuis 14 ans.

Les choses sont différentes pour le patrimoine financier. Si les Américains épargnent peu, leurs économies sont beaucoup plus fréquemment qu'en Europe investies sur les marchés financiers. En pourcentage du PIB, le patrimoine financier des ménages américains est environ deux fois plus élevé que celui des Européens (400 pour cent contre 200 pour cent) et la part des actions varie également du simple au double : 25 pour cent dans l'UE (avec d'importantes disparités selon les pays) contre cinquante pour cent outre-Atlantique. Or malgré un parcours en dents de scie la bourse américaine est clairement orientée à la hausse depuis plusieurs années : entre octobre 2022 et mai 2026 l'indice S&P 500 a doublé ! Sur la même période l'indice Euro Stoxx 50 gagnait seulement soixante pour cent.

Dilemme

À son entrée en fonction le 22 mai (il doit prêter serment ce vendredi), le nouveau gouverneur de la Banque centrale américaine, Kevin Warsh, est confronté à un douloureux dilemme. Explicitement nommé par Donald Trump pour enclencher un fort mouvement de baisse des taux directeurs de la Fed, il pourrait être contraint de mener une politique totalement opposée. En effet, depuis sa nomination en janvier dernier, l'intervention contre l'Iran provoque un fort rebond de l'inflation qui justifierait, au minimum, un maintien des taux actuels (déjà supérieurs à ceux de la BCE). D'autres indicateurs, comme ceux du marché du travail, toujours tendu, poussent à agir dans le même sens.

Difficile dans ces conditions de faire admettre à une majorité des onze autres membres du comité de politique monétaire d'envisager une baisse des taux, alors que d'autres Banques centrales ont déjà annoncé vouloir les augmenter.

Lors de son audition de confirmation au Sénat le 21 avril, Warsh, soucieux de ne pas contrarier son imprévisible mentor, s'est à nouveau prononcé en faveur d'une réduction des taux, mais en faisant cette fois référence à l'IA : selon lui, les gains de productivité qu'elle permet éviteront aux entreprises d'augmenter leurs prix, une inflation plus modérée rendant elle-même possible la baisse des taux. Un raisonnement qui a du mal à convaincre. GC



Kevin Warsh, gouverneur désigné de la Fed, lors de son audition devant la Commission du Congrès le 21 avril



La salle du Schlappekino, lors de la projection des « Leftovers »

Le retour des ciné-clubs

IIII Godefroy Gordet

Né d'un besoin d'identité propre et d'une nécessité de coopération internationale, le cinéma luxembourgeois a changé de visage ces dix dernières années. L'industrie cinématographique est vivace : elle produit, diffuse, s'inscrit dans des réseaux d'ampleur, participe à toutes les cérémonies, rafle des oscars, marche main dans la main avec les cinémas du monde entier... Le pays est devenu un lieu où se produisent des films, en plusieurs langues, selon différents modèles économiques et par le biais de toutes sortes d'imaginaires et d'esthétiques.

Tout n'est pas rose, dans cette industrie culturelle. La récente faillite de Paul Thiltges Distributions a secoué l'industrie cinématographique. La déroute d'un acteur historique du cinéma local pose des questions quant à la santé du secteur (lire d'*Land* 24.04.2026). La fermeture de Filmland, même s'il se murmure qu'une reprise soit à l'étude, représente un autre choc. Reste à savoir si l'on peut, dans cette industrie du grand large, faire croître une cinéphilie locale. Si le Luxembourg est devenu une fabrique de films reconnus, excellant dans l'art de lier acteurs locaux et cinéastes étrangers, la question de la distribution des films fait toujours débat. Ainsi se dresse le paradoxe du cinéma luxembourgeois qui n'a jamais autant produit de films mais ne livre pas vraiment de chiffres quant à leur audience.

Ici comme ailleurs, les salles de cinéma souffrent. Dans ce contexte, on assiste pourtant à un renouveau des ciné-clubs portés par la jeune génération et certains cinéastes aguerris. Alternative aux algorithmes des plateformes du streaming et à la consommation individuelle du cinéma, ces ciné-clubs réaffirment l'expérience collective de la salle, et devient essentielle à l'émergence d'artistes

Vivre le cinéma comme un lieu où l'on regarde et partage ensemble, et créer un espace collectif

engagés dans le réel plutôt que dans la reproduction de formats standardisés. On sort de la mouvance de « l'expérience immersive » des multiplexes aux sièges XXL, pour retrouver un moment de partage sans gadget et sans pop-corn.

Les néo ciné-clubs bourgeonnent dans tout le pays et ouvrent la voie à une communauté de spectateurs qui se focalisent moins sur la quantité que dans la qualité. Point de *binge-watching* au club, mais davantage de cinéma de patrimoine, de vieux classiques, de films de genre. Les nouveaux cinéphiles ont besoin de sortir, de se retrouver et de dialoguer. Dans notre monde tout numérique, quoi de plus novateur qu'une présence physique du film pour se passionner pour le cinéma.

Dans un échange avec Stephen Korytko en mars dernier, le réalisateur s'inquiétait de voir ceux qui

« veulent travailler dans le cinéma partir à l'étranger. Garder ces talents ici, ça compte pour une rendre une société vivante ». Il ajoutait que ces mêmes personnes organisent la vie cinéphile locale autour de soirées telles que la Cinélunatique, le Cinémathèque Film Club, le Schlappekino ou l'Ancien Cinéma : « des événements où les gens se retrouvent pour voir des films ensemble ». Le cinéaste luxembourgeois concluait en disant préférer « les avoir ici qu'à Berlin. On entend parfois dire qu'il n'y a rien à faire au Luxembourg. Mais on ne peut pas dire ça tout en refusant de soutenir ceux qui essaient justement de créer des choses ».

Ces projets naissent d'abord d'envies cinéphiliques. Le ciné-club de l'Ancien Cinéma à Vianden est né du besoin de créer un espace d'échange artistique entre des créateurs d'Europe de l'Est et d'Europe de l'Ouest. Les Cinélunatiques, à l'initiative de Govinda Van Maele et Bernard Michaux, viennent de l'envie de sortir des films inédits des archives de la Cinémathèque de Luxembourg, et ses plus de 20 000 copies. Le Cinémathèque Film Club entend montrer et contextualiser des films. « Nos projections ne sont jamais de simples projections. Ce sont des lieux d'amitié, de rencontres, de partage, où les gens arrivent tôt et restent tard après le film », explique l'équipe de bénévoles du Schlappekino – Jérôme Mergen, Jo Gutenkauf, Aline Fernandes, Léa Petitjean, Laurent Rischette, Lukas Grevis et Mara Stieber –, installée au Bamhaus à Dommeldange, dans une salle de projection peu utilisée. Maciej Karczewski de l'Ancien Cinéma affirme dans la même veine, « nous offrons un lieu de projection et de rencontre pour des créateurs locaux souhaitant présenter leurs films, souvent pour la première fois devant un public ». Ces néo-ciné-clubs complètent aussi l'offre des grands événements du domaine : l'Ancien Cinéma

collabore régulièrement avec Open Screen asbl ou avec le Cineast Festival, quand le Schlappekino a organisé la première édition de « Leftovers », en lien avec le LuxFilmFest, dans l'idée de projeter des courts-métrages locaux qui n'avaient pas été sélectionnés par le festival, mais auxquels le ciné-club souhaitait néanmoins donner une chance sur grand écran.

Des groupes de cinéphiles donc, créés pour contenter une passion mais aussi, dans cette ère du streaming, afin de retrouver quelque chose d'unique : une expérience collective du cinéma, « ce n'est pas seulement regarder un film, mais aussi échanger, discuter et créer des liens », décrit Maciej Karczewski. Et dans ce monde des prix élevés des billets de cinéma, de l'instabilité et de la solitude numérique, un espace non commercial, créé par et pour le public, apparaît comme une nécessité. L'afflux de nouveaux participants que constatent tous les ciné-clubs en est la preuve. « Il semble y avoir une nostalgie des espaces analogiques et des expériences uniques et éphémères. Vivre le cinéma comme un lieu où l'on regarde, ressent et partage ensemble, et créer un espace collectif, sûr et accueillant pour tous. Ne serait-ce que pour une soirée », continue l'équipe du Schlappekino.

Jacques Molitor des Cinélunatiques, précise le profil niche de son club : « Il s'agit pour nous de montrer des films qui n'ont jamais été montrés, comme *Maniac* de William Lustig, un *slasher* de 1985. On a connu de nombreuses soirées sold out, avec des personnalités telle que Vicky Krieps dans le public ». Le Cinémathèque Film Club est décrit comme « un label pour un type de séance en programmation officielle de la Cinémathèque », calqué sur le modèle type en proposant d'explo-



Larisa Faber en dialogue
avec Boyd Van Hoeij
lors d'une séance du
Cinémathèque Film Club

Alors que les salles de cinéma classiques luttent faces aux plateformes de streaming, les néo ciné-clubs font le plein grâce à une expérience collective et cinéphile

rer des films culte, accompagné d'un invité expert ou réalisateur pour ouvrir une discussion ou le public est actif, « c'est la base d'un ciné-club, en fait », se réjouit Boyd Van Hoeij, programmateur à la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg, depuis fin 2022.

Le programmateur et critique cinéma a ouvert ce projet de Cinémathèque Film Club, sous le confort de l'institution municipale, dans une volonté de refaire venir les jeunes au cinéma par l'invitation de réalisateurs et techniciens locaux et encore « émergents » tel que Kiyan Agadjani, Gintare Parulyte, Anselm Havu ou récemment Larisa Faber, « On se rend compte qu'une partie du public travaille dans le cinéma, mais nous ne ciblons pas ceux-là précisément. Notre volonté est de créer un nouveau public, de faire venir les plus jeunes au cinéma et leur faire découvrir un cinéma de patrimoine ». Une dynamique un peu vent contraire aux attentes du Cinélunatique à ses débuts en 2011/2012, où l'idée était de faire découvrir des vieux films greenhouse et série B internationaux, en « mode soirée », pour et par les gens du milieu, dans les restrictions des budgets et le turnover de l'équipe organisatrice : « C'était une ambiance assez drôle, les gens se déguisaient, on servait de l'alcool pendant les séances, et si c'était parfois difficile, on faisait vraiment des soirées folles », se souvient Jacques Molitor.

Dans cette ambiance institutionnelle ou informelle, les ciné-clubs luxembourgeois participent à la construction d'une culture cinéphile locale, en diffusant, « des films culte et d'autres moins connus qui n'attirent pas plus de dix à trente spectateurs par séance. Ce n'est pas si anormal quand tu fouilles au fond des archives pour tester des copies et découvrir des films. On est presque dans la cura-

tion avec des films très particuliers », narre Jacques Molitor. Dans un pays où s'impose l'influence des industries culturelles frontalières françaises, allemandes et belges, les ciné-clubs considèrent le multilinguisme comme un atout. « Il permet de présenter des cinémas issus de différentes cultures et de favoriser le dialogue entre elles. Cela valorise l'expérience du visionnage en salle, plutôt que la consommation de films en streaming », argumente Maciej Karczewski de l'Ancien Cinéma. L'équipe du Schlappekino poursuit : « l'une des raisons pour lesquelles nous avons commencé à regarder des films ensemble était notre désir de redécouvrir les premiers films d'Andy Bausch, les débuts de l'industrie cinématographique luxembourgeoise, ancrée dans une culture cinéphile nationale ». Tout le monde ou presque, au Luxembourg, a vu *Troublemaker* (1988), le classique d'Andy Bausch, sorti à une époque où le public était « exigeant envers le cinéma national », selon les bénévoles. Et d'ajouter, « il s'agit peut-être moins de construire

Pour de nombreux jeunes créateurs, le ciné-club offre un premier contact avec le public

une cinéphilie luxembourgeoise que de redécouvrir et de comprendre ce qui motivait les gens à aller voir des films luxembourgeois par le passé ».

Il est ainsi indéniable que le patrimoine cinématographique local a ouvert la voie à de nombreux réalisateurs et réalisatrices, le multilinguisme et le multiculturalisme du pays inspirant souvent les choix des films et sujets des ciné-clubs, « l'influence d'autres cultures – cinématographiques – est ce qui rend le Luxembourg si intéressant. Avec environ quinze pour cent de la population locale d'origine portugaise, par exemple, le cinéma portugais a une tout autre résonance ici », ajoute le Schlappekino. « Les films luxembourgeois peuvent être désavantagés dans le système des multiplexes : ils se voient attribuer des horaires de projection peu avantageux, car on pense que les films internationaux attirent plus de spectateurs ». Les ciné-clubs prouvent qu'il existe une réelle demande pour ces films et que le public veut voir des films locaux sur grand écran. Et justement, n'est-ce pas là l'intérêt principal d'un ciné-club que d'aller ailleurs, que ce que propose les cinémas multiplexes ? À l'image de Larisa Faber qui choisit *Frances Ha* de Noah Baumbach pour son Cinémathèque Film Club, permettant la (re)découverte, « un de nos buts, est de faire découvrir plein de classiques mais aussi des moins classiques », ajoute Boyd Van Hoeij.

Ainsi, quand certains s'attache au vivier local, d'autres font du « ciné de niche », du thématique, de l'archive, ou laisse leur programmation au regard des professionnels du secteur, pourtant, le maître mot reste identique à tous et toutes : faire découvrir dans la mesure où « ça reste accessible », note Boyd Van Hoeij. On peut alors aisément considérer ces néo ciné-clubs comme des lieux

où sémancipent l'émergence du cinéma luxembourgeois. Pour Maciej Karczewski, « cela devrait sans aucun doute constituer l'un des objectifs principaux des ciné-clubs. Grâce à l'expérience partagée, ils deviennent des lieux où naissent des idées, des inspirations et des collaborations ».

Pour de nombreux jeunes créateurs, il s'agit en outre d'un premier contact avec le public et avec le milieu du cinéma. En fait, à l'heure des réseaux sociaux, socialement, les ciné-clubs permettent un maillage de professionnel et une mise en réseau importante. Bien que leurs publics soient plus diversifiés, ces néo-ciné-clubs contribuent à créer un environnement propice à la collaboration, « les amateurs peuvent y rencontrer des professionnels, et les jeunes créateurs y trouver des mentors ou des partenaires pour développer leurs projets. J'aimerais que cela se traduise concrètement par le développement de la scène cinématographique au Grand-Duché », espère Maciej Karczewski de l'Ancien Cinéma. L'objectif commun, encore une fois, est de « démystifier en partie l'industrie du cinéma », d'après le Schlappekino, et la multiplicité des publics, « montrer aux personnes qui y travaillent qu'au final, derrière tout le faste et le glamour, l'industrie du cinéma est aussi composée de personnes qui exercent des métiers ordinaires », argumente avec lucidité le petit ciné-club quand d'autres font face à l'évolution de ces publics qui changent régulièrement leurs habitudes, comme le concède Jacques Molitor. « Notre public vient de toute la Grande Région, de Trèves à Metz et est très variable en fonction des séances. Il nous faut le renouveler si on veut être là encore dans dix ans ». Au même titre que les autres ciné-clubs qui refondent le genre sans le dénaturer, forcé de conserver l'essence de ces séances de cinéma, tout en suivant les mouvances contemporaines. ●



Fjord de Cristian Mungiu illustre les fractures linguistiques et culturelles

79^E FESTIVAL DE CANNES

La tour de Babel

IIII Jeff Schinker et Maria Sole Colombo

Dialogue critique sur les écarts linguistiques et les fractures politiques dans la sélection cannoise

Jeff Schinker : Gilles Deleuze et Félix Guattari auraient apprécié cette 79^e édition du festival, placée sous le signe d'une déterritorialisation autant linguistique que géographique. Asghar Farhadi et Ryusuke Hamaguchi déplacent leurs univers en France avec plus (*Soudain*) ou un peu moins (*Histoires parallèles*) de succès, et ils ne sont pas seuls à opérer une telle traduction de leurs univers, de leurs obsessions et hantises, vers d'autres territoires et en d'autres langues.

Il en est ainsi de Radu Jude qui réécrit *Journal d'une femme de chambre* en faisant se rencontrer son univers loufoque, foutraque, dont la vulgarité est toujours au service d'une charge anticapitaliste, avec celui d'Octave Mirbeau. Quentin Dupieux célèbre, avec *Full Phil*, son retour à la langue anglaise en pastichant à sa sauce le fameux gag du *wafer-thin mint* du *Meaning of Life* des Monty Python. Pawel Pawlikowski imagine, dans *Fatherland*, le retour d'exil de Thomas Mann en une Allemagne d'après-guerre de 1949. Son film peut être lu comme une mise en miroir de *Lichtspiel* de Daniel Kehlmann tant il y reprend la question de l'appropriation de l'œuvre d'un artiste par des régimes totalitaires, tant aussi il donne à sentir, à travers le suicide de Klaus Mann, comment la Shoah a mis radicalement fin au projet humaniste. Tous osent sortir de leurs gonds et essaient, en changeant de langue ou en les hybridant, de faire du cinéma un espace polyglotte, où ce sont, plus encore que les langues, les images et les identités qui communiquent, où c'est l'amour de la fiction qui, entre l'hommage irrévérencieux (Dupieux à Monty Python, Jude à Mirbeau) et la mise en miroir (Farhadi avec

Kislovski, Pawlikowski avec Kehlmann), fait se télescoper non seulement les personnages, mais aussi les films.

Plus qu'un truc pour intellos poststructuralistes, l'inter-textualité devient ici le lieu d'une lutte commune, comme si la polysémie de cette dernière édition cannoise avant les présidentielles françaises de 2027 faisait barrage à tout ce qui présentement fout le camp dans le monde réel, c'est-à-dire à peu près tout. Alors qu'on reproche souvent à Cannes d'être réservé à un petit cercle de privilégiés, rarement aura-t-on eu autant l'impression que le cinéma sait faire

En changeant de langue ou en les hybridant, les réalisateurs transforment le cinéma en un espace polyglotte, où ce sont, les images et les identités qui communiquent

communauté. Comme quoi, comme l'aurait dit Hobbes, avoir un ennemi commun – l'extrême droite et son représentant culturel, Vincent Bolloré, qui fait du cinéma un champ de bataille –, ça crée du lien.

Maria Sole Colombo : Le polyglottisme affiché par de nombreux films présentés durant ces journées cannoises apparaît comme un phénomène aux multiples facettes, au croisement de dynamiques artistiques et politiques. Il y a une question de réalisme, sans aucun doute : en Europe comme ailleurs, les familles multilingues ne constituent plus une minorité marginale, tandis que l'expérience migratoire, bien qu'elle prenne des formes très différentes, traverse désormais des milieux sociaux extrêmement variés, de la bourgeoisie intellectuelle de *Gentle Monster*, *Soudain* ou *El ser querido* jusqu'au sous-prolétariat du *Journal d'une femme de chambre*. Le cinéma présenté sur la Croisette reflète ainsi un multilinguisme désormais durablement inscrit dans nos sociétés « occidentales », et qui ne relève plus d'une exception exotique.

Pourtant, la plupart des films découverts ces jours-ci sont à mille lieues d'un réalisme strictement mimétique ou documentaire, d'un quelconque « cinéma-vérité ». Des cinéastes comme Ryusuke Hamaguchi ou Rodrigo Sorogoyen reviennent au contraire une mise en scène stylisée, imprimant à leurs films une signature reconnaissable et s'autorisant toutes les libertés poétiques nécessaires. Quant à Radu Jude, il n'hésite pas, pour nourrir sa satire féroce, à pousser le réel du côté du grotesque, jusqu'à en déformer les contours.

Dès lors, pourquoi la langue devrait-elle rester soumise à une exigence stricte de vraisemblance ? Pourquoi maintenir, coûte que coûte, un multilinguisme qui, dans des pays encore fortement attachés au doublage, ne facilite pas toujours la circulation et la distribution des films ? On pourrait bien sûr objecter que le cinéma de festival tel qu’il se déploie à Cannes assume pleinement sa dimension élitiste et ne cherche pas nécessairement à s’adresser à l’ensemble du public. Les cinéastes invités à la Croisette apparaîtraient comme relativement indifférents au spectateur peu enclin à la lecture des sous-titres.

Mais une analyse plus attentive laisse entrevoir des enjeux plus profonds, à la fois esthétiques, sociaux et productifs. Comme toujours au cinéma, tout à la fois art et industrie, le plurilinguisme répond d’abord à des nécessités expressives bien précises. Nombre de personnages mis en scène semblent incapables d’entrer dans un véritable rapport à l’autre, comme désaccordés sur le plan affectif ; les barrières linguistiques viennent alors matérialiser les formes d’incommunicabilité qui les séparent. Dans d’autres cas, plus que des distances émotionnelles, les écarts linguistiques reflètent au contraire des fractures politiques, encore bien présentes dans nos sociétés soi-disant multiethniques.

J. S. : Un des meilleurs exemples d’une telle fracture se trouve dans *Fjord* de Cristian Mungiu, une famille roumaine s’installe en Norvège après le décès des grands-parents paternels. Quand un des enfants se montre à l’école avec des bleus, la protection de l’enfance s’active. Le couple, très croyant, admet avoir parfois recouru, comme les préceptes de la chrétienté roumaine le préconiseraient, à une fessée ou à une gifle, ce qui, en Norvège, est raison suffisante pour placer des enfants en famille d’accueil. Pourtant, une voisine, qui œuvre en tant qu’avocate, donc interprète, entre les cultures, commence à douter : et si les enfants, qui ne font que baragouiner le

norvégien, s’étaient mal exprimés, si leur témoignage reposait sur une incompréhension linguistique ? Chez Mungiu, l’incompréhension est double : alors que le réalisateur roumain pose habilement la question de l’intolérance d’une société qui, au nom de valeurs qu’elle a elle-même définies comme progressives, ne tolère plus les valeurs, aussi réactionnaires qu’elles soient, des autres, il pointe, aussi, les limites qu’atteint cette polyglossie dont Hamaguchi fait l’éloge quand se rencontrent deux mondes dont les habitants se sont retranchés sur ceux et celles qui pensent comme eux.

Dans *L’inconnue* d’Arthur Harari, enfin, ce déplacement devient ontologique : un lendemain de soirée, après avoir couché avec une inconnue (Léa Seydoux) qu’il a entre-aperçue puis photographiée lors d’un mariage, le photographe David Zimmermann (Niels Schneider) se réveille dans le corps de ladite inconnue, une comédienne d’origine allemande. Pensant qu’il est devenu victime d’un troc des corps malgré lui, il se remet à la recherche de son corps, seulement pour découvrir que celui-ci est désormais occupé par une autre. Chez Harari, se mouvoir entre les identités et les langues – David occupant le corps de la comédienne, celle-ci a perdu son accent allemand – revient à découvrir que d’identité personnelle, on n’en a peut-être jamais eu.

M. S. C. : Si l’on pousse encore un peu plus loin cette réflexion – sur l’identité, ou plutôt sur son absence, ses métamorphoses et sa quête incessante – elle finit par dépasser le seul cadre des récits pour s’étendre au système du cinéma dans son ensemble, à commencer par ses mécanismes de production. L’alternance des langues ne fait alors que refléter un paysage économique devenu structurellement supranational, où la coproduction s’est imposée comme la norme. Dans un marché toujours plus fragile et inquiet, le risque entrepreneurial se partage avec des partenaires internationaux, tandis que les financements garantis par les organismes publics natio-

La configuration des coproductions influe sur les formes symboliques, donnant naissance à un cinéma traversé de tensions contradictoires, à la fois apatride et cosmopolite

naux (comme le Film Fund) sont devenus une assurance financière indispensable. Depuis plusieurs années, les crédits de production du meilleur cinéma de festival dessinent d’impressionnantes constellations internationales, impliquant parfois un grand nombre de pays.

Jusqu’à récemment, ces pratiques de production ne semblaient pas altérer de manière significative le cinéma dans ses dimensions textuelles et narratives : aussi internationaux fussent-ils, les films continuaient malgré tout à s’inscrire sous une bannière principale, celle de la société de production majoritaire, souvent celle de la nationalité du réalisateur et du casting. Aujourd’hui, le vent semble tourner : la configuration industrielle influe désormais sur les formes symboliques elles-mêmes, donnant naissance à un cinéma traversé de tensions contradictoires, à la fois apatride et profondément cosmopolite. ●

Bilder der Erfahrung

IIII Marc Trappendreher

Zwischen Hotelterrassen, roten Teppichen und den Smartphone-Kameras wartender Touristen war das Kino in Cannes dieses Jahr auffallend häufig mit derselben Frage beschäftigt: Was bedeutet es eigentlich noch, einen anderen Menschen anzusehen? Kaum ein Wettbewerbsfilm erzählte noch von unmittelbarer Nähe. Stattdessen dominierten Filme über Beobachtung, Projektion und die Unfähigkeit, Beziehungen außerhalb von Bildern herzustellen. Voyeurismus erschien dabei als Grundzustand einer Gegenwart, in der Menschen einander zunehmend nur noch vermittelt begegnen – durch Kameras, Bildschirme oder Erinnerungsbilder. Dabei beginnt Cannes selbst als Bühne des Voyeurismus. Fotografen beobachten Stars, Journalisten und Kritiker beobachten die Filme, das Publikum wiederum beobachtet die Beobachter. Vielleicht überrascht es deshalb nicht, dass sich ausgerechnet hier ein Film-Ensemble versammelt, das vom Sehen besessen wirkt.

Besonders deutlich zeigte sich das in Rodrigo Sorogoyens *El ser querido*. Der Film erzählt von einem berühmten Regisseur, der seine entfremdete Tochter für ein gemeinsames Filmprojekt zurückholt. Was zunächst wie ein Familiendrama erscheint, entwickelt sich zunehmend zu einer Studie über Kontrolle durch Bilder. Der Vater versucht nicht einfach, die Beziehung zu seiner Tochter zu reparieren; er versucht vielmehr, sie erneut in seine eigene Inszenierung einzuschreiben. Immer wieder zeigt Sorogoyen seinen Protagonisten vor Monitoren oder Kamerabildern. Nähe wird zur ästhetischen Konstruktion.

Gerade darin liegt die eigentliche Verstörung des Films. Der Vater scheint emotional längst unfähig geworden zu sein, außerhalb der Logik des Kinos zu empfinden. Selbst Erinnerungen wirken wie Szenen, die arrangiert werden müssen. Menschen begegnen einander nicht direkt, sondern über Bilder voneinander.

Noch radikaler treibt Asghar Farhadi dieses Motiv in *Histoires parallèles* voran. Dort beobachtet eine Schriftstellerin ihre Nachbarn durch ein Fenster und verwandelt deren vermeintliches Leben in Literatur. Der Film zitiert offen Hitchcocks *Rear Window*, verschiebt den Voyeurismus jedoch entscheidend: Beobachtung bleibt hier nicht passiv. Der Blick produziert Wirklichkeit. Je länger die Schriftstellerin ihre Nachbarn imaginiert, desto stärker beginnen Realität und Erfindung ineinander zu gleiten. Niemand weiß mehr genau, wer wen beobachtet oder wer bereits Teil einer fremden Erzählung geworden ist. Gerade darin erscheint *Histoires parallèles* wie ein Film über die Gegenwart selbst: eine Welt permanenter Projektionen.

Eine triste Variante zeigte Hirokazu Kore-edas *Sheep in a Box*. Ein Ehepaar ersetzt seinen verstorbenen Sohn durch einen Androiden. Doch der künstliche Junge dient weniger als tatsächlicher Ersatz denn als Projektionsfläche für den Wunsch der Eltern, weiter auf ihr Kind blicken zu können. Erinnerungsvideos des Verstorbenen dienen dabei als Ausgangspunkt; Trauer wird hier durch vergangene Bilder ermöglicht.

Eine historische Vorform entwarf Pierre Salvadoris Eröffnungsfilm *La Vénus électrique*. Der Film führt zurück in die 1920er Jahre, zu Jahrmärkten, Séancen und frühen Illusionskünsten. Ein trauernder Maler versucht über spiritistische Inszenierungen Kontakt zu seiner verstorbenen Frau

aufzunehmen. Doch auch hier entsteht Nähe nur noch als Täuschung. Hinter Nebelmaschinen und Spiegeln erscheint Voyeurismus plötzlich nicht mehr zynisch, sondern zutiefst menschlich – als verzweifelter Versuch, Verlust aufzuhalten.

Vielleicht liegt genau darin ein prägnantes Motiv dieses Cannes-Jahrgangs. Diese Filme erzählen von Menschen, die Nähe nur noch über Repräsentationen herstellen können. Sie filmen, beobachten und projizieren, weil die unmittelbare Begegnung zu fragil geworden ist. Der Voyeurismus erscheint hier nicht mehr bloß als Lust am verbotenen Blick, sondern als Symptom einer Gesellschaft, die Beziehungen zunehmend in Bilder übersetzt. ●



El ser querido
von Rodrigo
Sorogoyens

Mario Pavon

Les risques du métier

IIII Josée Zeimes

Création de *Chair de ma chair* de Camille de Bonhome au Théâtre du Centaure



Anne Brionne, entre comédienne et alchimiste

Découvrir un jeune auteur qui se lance dans une voie différente, hors des sentiers battus, est une expérience stimulante qui risque de secouer un peu le public dans ses attentes et ses expériences théâtrales souvent enracinées. Pour la maison qui le produit, c’est une ouverture vers ce qui se trame de nouveau dans un milieu théâtral qui se cherche, expérimente et stimule en même temps. L’initiative du Théâtre du Centaure, avec le projet Impact, va dans ce sens en offrant pendant trois saisons un accompagnement à de jeunes créateurs depuis l’écriture jusqu’à la création scénique.

Le premier volet commence avec *Chair de ma chair*, une pièce écrite et conçue par Camille de Bonhome en étroite collaboration avec Anne Brionne. L’autrice signe aussi la mise en scène, assistée d’Antoine Colla, et de Nicolas Defossé pour les costumes et la scénographie. La pièce

Chair de ma chair exprime la douleur d’une femme qui dépend du regard des autres

nous plonge dans le milieu du théâtre en s’interrogeant sur la figure de l’acteur, pris « entre l’expression d’une intimité et celle d’une ostentation », selon le texte de présentation du spectacle. La jeune autrice avait déjà exploré ce thème dans *L’art du théâtre*, qui interroge le rôle et la place du théâtre dans la société d’au-

jourd’hui, obsédée par la pérennité, la rapidité et la productivité.

De retour d’une longue tournée, une actrice s’adresse au public dans le cadre d’un mystérieux interrogatoire. Exposée au public, elle dévoile sa fragilité en tant que comédienne comme en tant que personne. Elle se montre, se livre aux regards et aux jugements des autres qui finalement la laissent seule. Elle se prépare en vue de son dernier rôle, celui d’une accoucheuse, témoin privilégié des mystères de la naissance, un acte très intime mais qui révèle aussi une dimension collective, un procédé accompagné par moments de la création musicale de Marie Gagnier.

La comédienne Anne Brionne guide avec sensibilité et détermination le public à travers les questionnements de l’actrice qui devient finalement, à la suite d’un changement de

costume, une alchimiste qui s’empare, un à un, de bocaux placés sur une grande étagère. Elle dose avec précision les divers liquides pour réaliser une potion s’avérant dangereuse puis bénéfique pour elle.

Le public assiste, médusé, à cette séance sans parole, qui capte l’attention par les gestes précis de la comédienne-alchimiste, opérant dans un silence impressionnant, pour réaliser un mélange qui semble finalement l’apaiser. Elle place avec adresse tous les bocaux sur une table. L’œuvre fragile terminée, l’ensemble donne l’impression d’une installation dans un musée ou un centre d’art. Le théâtre se mue en lieu d’exposition.

Chair de ma chair exprime, par le truchement du théâtre et de la relation entre l’actrice et le spectateur, la douleur et la souffrance d’une femme qui dépend des autres, notamment du public auquel elle s’expose, et qui la laisse seule, ainsi que d’un système dans lequel elle naît et vit et qui risque de l’opprimer. Ces considérations sont rapprochées de celles de la naissance, un acte intime mais aussi collectif qui, à chaque fois qu’il a lieu, bouscule un peu plus l’ordre du monde.

N’oublions pas que la comédienne joue, exerce son métier qui existe à côté de sa vie personnelle ; certes pour vivre il faut se libérer de son rôle, même si l’acte théâtral reste à proximité. *Chair de ma chair* montre des aspects intéressants et stimulants, qui pourtant restent dans l’ensemble souvent énigmatiques et exposés aux diverses interprétations du spectateur. ●

Représentations les 22 et 23 mai à 20h00 ainsi que le 24 mai à 18h30 au Théâtre du Centaure



T A B L O

ART CONTEMPORAIN

Transit bruxellois

Sous le nom collectif de Transitus Immobilis, Serge Ecker, Catherine Lorent, Claudia Passeri et Trixi Weis exposent du 31 mai au 21 juin à Bruxelles dans un bâtiment art nouveau,

ancien magasin de carrelage, au 10, rue du Chapeau. Une nouvelle étape pour ce projet évolutif lancé à la Wiener Art Foundation en 2018 (photo) et réactivé à la Luxembourg Art Week en 2024. Le nom s’inspire de la maxime latine *Immobilia situm sequuntur*, signifiant « les choses immobiles suivent leur place ». Les artistes cherchent à réinterpréter et transposer l’idée d’une œuvre d’art



sensorielle total en créant un environnement multidimensionnel. Leurs installations combinent sculpture, performance, musique, peinture, dessin, photographie, vidéo et mise en scène dans des œuvres visuelles et sonores aux multiples connotations. FC

PHOTOGRAPHIE

Steichen à Arles

La première participation du Luxembourg aux Rencontres d’Arles en 2017 était un peu foutraque : 26 artistes présents dans un dispositif assez peu lisible. Il fallait apprivoiser le lieu

d’exposition, la Chapelle de la Charité aux décors ultra chargés ; affiner le mode de sélection des artistes et développer le réseautage propre à ce genre de grande manifestation internationale. À l’époque, il se murmurait qu’Arles espérait surtout montrer des photos d’Edward Steichen. Pour les dix ans de Lët’z Arles, cette ambition se réalise avec l’exposition inédite *La nature d’Edward Steichen* présentée à la Mécanique générale, un des espaces de la Fondation Luma, du 6 juillet au 4 octobre. À travers 80 tirages et documents, issus des collections publiques luxembourgeoises (MNAHA, Photothèque de la Ville de Luxembourg et

Spuerkeess Foundation) mais aussi d’institutions américaines (Estate of Edward Steichen et MoMA), la carrière du photographe est passée en revue sous le prisme thématique de la nature : L’eau, les arbres, les insectes, les fleurs. L’exposition *Monsieur Steichen* de Lisa Oppenheim, une version repensée de ce qui a été présenté au Mudam en 2025 complétera le parcours. L’artiste explore le potentiel inexploité de la photographie, en se concentrant sur des aspects moins connus de la pratique de Steichen : sa passion pour les fleurs, ses créations textiles et ses expérimentations avec la photographie couleur. FC

RECTIFICATIF

Deux frères, un film

Dans l’article « Le sens du livre d’artiste » signé Marianne Brausch, consacré à l’exposition *ΙΣΤΟΣ / WEB – Contemporary Artists’ Books*, actuellement au Cercle Cité, il fallait lire que l’artiste Marco Godinho est l’auteur de *Left to Their Own Fate*, (*Odyssey*, film 2019). Le texte de *L’Odyssée* d’Homère est lu par son frère, l’acteur Fabio Godinho. MB

De la Géorgie au Luxembourg, trajectoire d’une artiste itinérante

IIII Loïc Millot

Irina Gabiani dévoile un cycle de collages hantés par son expérience du régime soviétique

Sous leur apparente légèreté, les œuvres d’Irina Gabiani renferment une gravité qu’on ne leur soupçonne pas à première vue. C’est que son parcours de vie, comme son travail artistique, est profondément imprégné de l’histoire de son pays natal, la Géorgie, devenu le théâtre d’un inquiétant virage répressif et autoritaire mené sous influence russe. Installée depuis 1998 au Luxembourg, dont elle possède aujourd’hui la citoyenneté, Irina Gabiani (née en 1971) a grandi dans cet ancien État satellite de l’URSS. Elle s’est formée pendant quatre ans à l’académie des Beaux-Arts de la capitale, Tbilissi, où elle a reçu une éducation classique basée sur l’étude des techniques et de la composition des genres picturaux. Aujourd’hui, elle mobilise dans sa pratique ces apprentissages, et y a intégré des moyens d’expression plus en phase avec l’époque, telles que la performance, la vidéo ou la céramique, qu’elle a découverts lors de sa formation à la Rietveld Academy of Arts d’Amsterdam (1994-1997). Cette double appartenance culturelle, héritée et construite, caucasienne et européenne, se retrouve à chacune des étapes de son parcours. Lorsqu’elle évoque les influences qui innervent son travail, elle cite d’abord Niko Pirosmiani (1862-1918), peintre d’enseignes itinérant dont, enfant, elle reproduisait les toiles dans ses carnets de dessins. Dernièrement encore, sa série *Minimal-Complexity* (2024) en reprenait les fonds noirs, les ustensiles de cuisine chers au peintre géorgien qui trouvait refuge dans les tavernes de Tbilissi, mais aussi la capacité de celui-ci à transformer le moindre signe visuel en un autre, équivoque. Ainsi, là où Pirosmiani fait d’un simple chapeau une auréole consacrant le quotidien d’un *Pêcheur à chemise rouge* (1908), Irina s’empare d’une assiette pour l’inscrire dans un univers où se rejoignent le fini et l’infini, le micro et le macro (*My Plate Hat*, 2024).

D’autres artistes, souvent martyrs du régime soviétique, font partie de son panthéon personnel. À l’instar de Petre Otskheili (1907-1937), excellent peintre et scénographe géorgien exécuté à l’âge de trente ans, qui nous rappelle que la Géorgie fut aussi la patrie de naissance de Staline. La plasticienne mentionne encore David Kakabadzé (1889-1952), dont les aspirations modernes à l’abstraction ont été réduites à néant par le dogme du réalisme socialiste. Ainsi de Sergei Paradjanov (1924-1990), le fameux cinéaste des *Chevaux de feu* (1965), censuré en raison de son homosexualité et de son attachement aux traditions caucasiennes, dont Irina confie se sentir le plus proche. « Nous partageons cette même sensibilité nourrie de l’atmosphère unique de Tbilissi et de la Géorgie, un carrefour situé à la frontière entre l’Orient et l’Occident. Cette identité traverse de manière constante mes créations, façonne mon rapport aux motifs, à la spiritualité et à la matière », déclare celle qui aime se parer d’amples costumes géorgiens lors des vernissages de ses expositions.

Côté international, les références s’élargissent à Tony Cragg, Anselm Kiefer, Anish Kapoor ou Chiharu Shiota, même si leurs univers plastiques diffèrent du sien. Dans son travail, les distorsions et variations d’échelles sont fréquentes. Une pomme peut ainsi devenir plus grosse qu’une figure humaine ou rapetisser au point de s’apparenter à une étoile. C’est que, chez Gabiani, tout est relativité et mise en relation d’éléments interdépendants, selon sa vision organique de l’existence où toute chose a son importance et participe de l’unité du monde. En 2011, Irina Gabiani a eu le plaisir d’exposer à l’Arsenale, dans le cadre de la 51^e édition de la Biennale de Venise. C’était au sein du pavillon italien, nationalité qu’elle a acquise par alliance. Parallèlement, ses œuvres sont montrées à l’Université de Luxembourg et à la Cour de Justice des communautés européennes ainsi qu’à la Galerie Nosbaum Reding. L’artiste rêve à présent de représenter un jour le Luxembourg à Venise.

Les récents événements de Géorgie, avec la lourde répression des manifestants et la suspension du processus d’adhésion à l’Union européenne, ont réveillé les vieux démons de l’époque soviétique. Irina Gabiani était présente parmi la foule le 9 avril 1989, lors du « Massacre de Tbilissi ». Elle se souvient : « Nous manifestations pacifiquement pour l’indépendance de la Géorgie face au régime terroriste soviétique. Par hasard, je suis partie vingt minutes avant que l’armée ne lance une attaque brutale pour écraser la foule. Les troupes russes ont massacré et asphyxié des citoyens, utilisant des gaz chimiques toxiques

et des pelles aiguisées, faisant 21 morts, principalement des jeunes femmes, et des centaines d’intoxiqués. J’ai pris conscience de la cruauté et de l’imprévisibilité d’un pouvoir sans limites. » Un traumatisme qu’est venu exhumers l’actualité politique en Géorgie. Par la suite, Irina Gabiani a été témoin des guerres qui ont opposé l’armée géorgienne aux séparatistes abkhazes (1992-1993), mais aussi celle qui s’est déclarée en 2008, où elle s’est retrouvée coincée à Tblissi sous les bombardements russes avec sa fille, alors âgée de cinq ans. « Toutes ces épreuves, admet-elle, m’ont montré à quel point la vie et la liberté sont fragiles. Cela m’a conduit à chercher le lien, la résilience et la survie au milieu des ruines de manière obsessionnelle. »

Ses souvenirs mêlés à l’actualité récente sont au cœur de l’exposition qui vient d’ouvrir à la Galerie Raffaella de Chirico à Milan. Intitulée *Every object in the Sky looks like a Star*, celle-ci débute par la vidéo *Inherited Burden* (2010-2022) qui met en scène sa fille au sein d’un cadre peint. Affublée d’une longue et lourde traine confectionnée à l’aide d’un sac en plastique bleu, la jeune fille avance péniblement sur un sentier bordé d’un champ de colza. Impossible de ne pas reconnaître dans ce tableau animé, une métaphore écologique et historique de notre époque, où les plus jeunes générations voient leur futur entravé par des logiques de pouvoir. Cela, sur un fond de couleurs évoquant le drapeau ukrainien. L’Histoire se répète et *Inherited Burden* constitue logiquement « un avertissement pour le présent », prévient Irina. Et d’ajouter : « Face à la situation politique actuelle en Géorgie, ma plus grande peur est de voir ma patrie retomber dans le piège de ce même régime russe. »

Plus avant, à la façon de villages Potemkine, une dizaine de toiles érige leurs « façades trompeuses » qui renvoient à l’hypocrisie et aux mensonges du régime soviétique. Alors que la population était vouée à toutes sortes de privations, Irina Gabiani rappelle que les élites bénéficiaient d’immenses privilèges et disposaient de magasins exclusifs et restreints, inaccessibles

Les souvenirs de la Géorgie, mêlés à l’actualité récente irriguent les œuvres d’Irina Gabiani

aux citoyens ordinaires. De loin, le spectateur a l’impression de pénétrer au sein d’un monde radieux, paradisiaque, sorte de Soviet-Disneyland peuplé d’animaux soustraits à leur environnement (zèbres, flamants roses, pingouins). De près, la technique du collage s’impose au regard et découvre l’envers du décor : un univers d’abondance fictif et arbitraire, idéologiquement clos. C’est ainsi que l’art d’Irina Gabiani met en abîme des mécanismes similaires au pouvoir politique, tous deux participant par des voies distinctes à l’édification d’un monde illusoire et artificiel. Les titres donnés à ses œuvres traduisent sans détour le sens de la mystification (*Sweet Landscapes of Control ; Private Paradise*). Ailleurs, même la végétation paraît dénaturée, irréaliste, comme en témoigne la figure d’un baobab réalisée à partir de collages de multiples roues de voiture (*We Are Not Your Baobabs*, 2026). Au milieu d’un paysage lunaire constitué d’images de manifestants, l’étrange arbre déploie pourtant ses puissantes ramures, allégorie de l’esprit de résistance face aux guerres et aux catastrophes climatiques. Toute ressemblance avec l’Histoire est évidemment fortuite. ●

Every object in the Sky looks like a Star, exposition d’Irina Gabiani à la galerie Raffaella de Chirico de Milan, jusqu’au 5 septembre



Irina Gabiani dans son atelier



Die Maske als Gefängnis der Welt

IIII Karolina Markiewicz

Max Thommes' Regiedebüt *Hysterion*: radikal, kohärent und getragen von einem außerordentlichen Spiel

Es liegt etwas Mutiges darin, für eine erste Theaterinszenierung einen so anspruchsvollen Text wie Ingrid Lausunds *Hysterikon* zu wählen. Max Thommes, luxemburgischer Schauspieler, ausgebildet an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch in Berlin, wo er an der Schaubühne und im bat-Studiotheater auf den Bühnen stand, vollzieht am Kasemattentheater seinen ersten Schritt in die Regie. Mit einem formal radikalen und kohärenten Ansatz, getragen von vier Darsteller/innen: Fabienne Elaine Hollwege, Jill Devresse, Luc Schiltz und Konstantin Rommelfangen. Ihr körperlich wie stimmlich außerordentliches Spiel erlaubt keinen Moment des Nachlassens.

Hysterikon ist eine fulminante Revue skurriler Antihelden, Paranoiker, Tagträumer oder gar Avatare, vielleicht schon Puppen, angesiedelt im archetypischen Raum des Supermarkts. Das ist die totale Metapher einer Gesellschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts, in der alles käuflich war und noch immer ist (heute digitalisiert), ausverkauft wird und verfällt. Ingrid Lausund hat den Text 2001 am Deutschen Schauspielhaus Hamburg geschrieben, wo sie damals als Hausautorin und Regisseurin arbeitete. Ihre Figuren sehen

sich permanent mit den Anforderungen konfrontiert, in völlig individualisierten Verhältnissen und in Zeiten verfallender Werte die „richtigen“ Entscheidungen zu treffen. Heute wird für sie entschieden. In einem sehr eigenen Bühnendeutsch geschrieben, gehackt, repetitiv und sehr stark rhythmisiert, beinah wie eine kommerzielle Litanei, dauert der Text in seiner vollen Fassung knapp zwei Stunden. Max Thommes' Produktion wurde auf eineinhalb Stunden verdichtet, ohne die hyperbolische Spirale, die den Kern der Inszenierung ausmacht, zu verlassen.

Was sofort auffällt, sind die Latexmasken, die ohne Unterbrechung vom Anfang bis zum Ende des Stücks getragen werden. Das ruft die lange Geschichte des abendländischen Theaters auf, die Commedia dell'Arte mit ihren archetypischen Figuren, festgehalten wie in einer KI-Karikatur, den Slops. Hier jedoch ist die Maske kein Harlekin und kein Pantalon. Sie ist Haut, zumindest wird diese nachgeahmt mit synthetischem Material, das sich an die Haut schmiegt, sie auslöscht und ersetzt. Ein Alptraum, von dem man eigentlich wünscht, dass er sich auflöst; das geschieht jedoch nicht. Der Übergang vom Kostüm zur zweiten Haut markiert die Verschiebung des

Textes in unsere unmittelbarste Gegenwart. Heute werden keine Karnevalsmasken mehr getragen, die man nach der Feier am liebsten ablegen würde. Wir bewohnen heute Masken, die wir nicht mehr abzulegen wissen. Wir sind gefangen. Digital und physisch.

Genau hier tritt die Inszenierung mit Ingrid Lausunds Text in einen Dialog, der über eine bloße Aktualisierung hinausgeht. Im Jahr 2001 hatte die Autorin auf die Automatismen des Turbo-Konsumismus gezielt, auf soziale Posen, auf das vom Haben kolonisierte Sein. Fünfundzwanzig Jahre später radikalisiert Max Thommes' die Diagnose: Die algorithmische Tyrannei der sozialen Netzwerke, die Aufmerksamkeitsökonomie, die Vorhersagbarkeit als unüberwindlicher Horizont der vernetzten Existenz haben die Maske zu etwas Ontologischem werden lassen. Was die Commedia dell'Arte noch komisch machte, die Starrheit des Charakters angesichts der Unberechenbarkeit der Welt, hat die Big Tech in Infrastruktur verwandelt. Jedes Scrollen, jedes Like, jeder per Algorithmus ausgespielte Inhalt ist eine Reduktion des Selbst auf ein Profil, auf eine Zielgruppe, auf einen Konsumtyp. Die Figuren in *Hysterikon* sind nicht mehr nur verlorene Kunden vor dem Jo-

ghurtregal: Sie sind Nutzer, eingeschlossen in ihrer eigenen Schädelblase, um die treffende Formulierung David Foster Wallaces' aus *This Is Water* aufzugreifen. Dieser Vortrag von 2005, ein Appell, den Anderen als Subjekt statt als Hindernis zu begreifen, hallt hier mit einer beunruhigenden Schärfe wider, als hätten Lausund und Wallace heimlich miteinander geschrieben.

Die fast pornografische Ästhetik, die einzelne Sequenzen durchzieht, vermischt mit Videobildern, die an den Wiener Aktionismus in seiner luxuriös-dekadenten Luxemburger Variante erinnern, das endlose Feiern, die übersättigten Körper, Partys als Erschöpfungsrituale, ist eine Provokation, aber sie verankert das Stück in einer europäischen kritischen Tradition der Darstellung: In der eines Theaters, das die Bilder, die eine Gesellschaft von ihrem eigenen Begehren produziert, gegen diese selbst wendet. Sex ist hier keine Erotik mehr, er ist ein Symptom, und eine auf ihre Mechanik reduzierte Sexualität beweist die fundamentale Einsamkeit der Körper in einer von Simulakren gesättigten Welt.

Hannah Arendt ist in dem Stück ebenfalls präsent, aber als Subtext. Die Frage der Lüge als politisches Werkzeug, der Fake News als Konstruktion einer sich selbst beglaubigenden Alternativrealität. Hannah Arendts Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft oder ihr Essay über Wahrheit und Lüge in der Politik sind nicht weit vom Stück. Im Spätkapitalismus, und noch stärker in unserer digitalen Aufmerksamkeitsökonomie, gibt es eine Tendenz, das Reale im Spektakulären einfach jeden Tag aufzulösen und Fakten durch Erzählungen zu ersetzen. Die Figuren in *Hysterikon* belügen sich ständig selbst und führen Identitäten, die sie nie waren.

Ingrid Lausund teilt mit Künstler/innen wie Gesine Danckwart oder René Pollesch jene doppelte Praxis als Autorin und Regisseurin, die



Der Supermarkt: Metapher einer Gesellschaft, in der alles käuflich ist, ausverkauft wird und verfällt

ihrer Arbeit eine besondere Dringlichkeit verleiht: Ihre Texte entstehen aus einer lebendigen Theaterpraxis, in unmittelbarer Auseinandersetzung mit zeitgenössischen gesellschaftlichen Phänomenen. Unter dem Pseudonym Mizzi Meyer ist sie auch als Drehbuchautorin bekannt, unter anderem für die Kultserie *Der Tatortreiniger*. Dass Max Thommes, in erster Linie Schauspieler, aber auch Musiker vom maskierten Das Radial, dieses Material für seine erste Theaterinszenierung gewählt hat, sagt Manches: Er kennt den Text von innen, er weiß, was es kostet, eine derart körperliche Sprache zu bewohnen, und er vertraut sie Partnern an, die dieser Anforderung gewachsen sind. Den vier Darsteller/innen, ihre Körper unter Zwang, ihre Stimmen und ihr Spiel aber in Freiheit, gelingt es, unter der synthetischen Oberfläche des Latex eine verletzte Menschlichkeit sichtbar zu machen.

Wenn das Stück durch einige Kürzungen noch an Dichte hätte gewinnen können und der Text von Ingrid Lausund sich mehr Wiederholung leistet als das Spiel der Körper auf der Bühne, so hält das Stück dennoch stand: Der formale Ansatz ist stimmig, die dramaturgische Entscheidung von Florence Römer wird bis zum Ende durchgehalten, und nicht zuletzt ist in dieser ersten Inszenierung von Max Thommes eine Vision erkennbar. *Hysterikon* versucht nicht, zu gefallen, das Stück befragt. Es ist auf keinen Fall Theater, das tröstet. Es ist ein Thea-ter, das mit Präzision und wilder Energie zeigt, wie die Menschheit hier gerade ist: maskiert, gequält in ihrem Individualismus, erschöpft davon und dennoch unfähig, sich zu verändern. ●

Die letzte Vorstellung am 22. Mai ist ausverkauft. Warteliste über ticket@kasemattentheater.lu. Man sollte einfach mehr Wiederaufnahmen in Luxemburg planen

DIE KLEINE ZEITZEUGIN

Das Leiden hat ein Ende

IIII Michèle Thoma

Wie gut es ist, dass ich eine Oma bin und ein Dach überm Kopf habe und nicht so ein armer junger Mann, der im Regen vor dem Rathaus in Wien steht und nass und nasser wird, es schüttet und gießt und fließt und seine Haare kleben am Kopf während er sich weiter schiebt in der Schlange mit dem Ziel begrapscht und durchwühlt zu werden wie am Flughafen, nur dass es nicht einmal ein Flugzeug gibt, irgendwohin, raus! Ich stehe vor dem Rathausplatz, vor Gittern Absperrungen Zäunen, hinter denen die armen triefenden Tröpfe darauf warten, dass sie endlich in die Hölle dürfen. Wie gut, dass ich ein Dach überm Kopf habe, Pantoffeln, einen Ohrensessel, und sogar eine Kaffeemaschine! Ich trolle mich durch die gespensterhaft leere Stadt, Superstimmung! melden die Medien und zeigen nasse, aber glückliche Menschen.

Ich weiß, was auf mich zukommt, ich habe meine Überlebensmechanismen aktiviert, Bachblüten, Kaffee, Zen, OM, das Alles-gut-Mantra, es kann losgehen, sie können auf mich losgehen, es ist wie immer, es ist wie Fast Food oder eine Droge, der erste Bissen Schluck Schuss ist schrecklich und man will ihn aus sich ausscheiden und nur noch Bääh! schreien, aber, wie fatal!, es ist geschehen, beim zweiten wird's besser, beim dritten gewöhnt man sich und ohne den vierten geht's gar nicht. Und bin ich nicht ein Profi der Feierabendfolter, die die europäischen Fernsehanstalten jährlich ihren Konsument/innen gönnen?

Was habe ich schon alles survivet! Es begann so unschuldig mit der frischgewaschenen Stimme von Sandy Shaw, dem Aufbruch

auf nackten Füßen. Zwar besang sie ein Marionettenmädchen, France Gall war gar eine Wachspuppe, und Udo Jürgens schraubschmalzte sich in die Gehörgänge indem er sich superklebrig bei Chérie bedankte. Die Herren wurden langweilig männlich gelesen, sie trugen fantasielose Anzüge, und die Frauen Roben, die Moderatorinnen wussten, was sich gehört.

Dann war ich ein paar Jahrzehnte wegen Lebens entschuldigt, und als ich wieder einstieg, war auch der Osten eingestiegen und mischte mit sehr weiblich gelesenen Damen den lendenlahmen Westen auf. Die vielen Länder des zerstörten Jugoslawiens schanzten einander familiär nostalgisch die Punkte zu, der Westen wurde immer einsamer. Bald dominierten blasse Jungs die Szene, Russland und Weißrussland schickten noch wacker Babuschkas und Donnerbusendivas, dann bekamen auch hier die Buben eine Chance. Jetzt sind die beiden Russlands weg, vor den Absperrgittern im Regen stehen die Anti-Israel-Demonstrant/innen, und ich sitz im Ohrensessel und weiß nicht. Kunst oder Krieg oder Freiheit, ich kann mich nicht entscheiden. Der Israeli gefällt mir auch noch, er erinnert mich an türkische Wiener Bauarbeiter in den siebziger Jahren, bevor ich mit gerontotypischer Verspätung draufkomme, dass das jetzt *der* Look ist. Er hat so eine Offenheit und Freundlichkeit, und das Lied ist auch auszuhalten, soll ich ihn wählen?

Es geht anscheinend um Party, die Rechten schäumen, weil nur noch Party, und was für welche! Nicht alle tragen Trachten und Hirschgeweihe und die Gemächte nach alter Väter Sitte, und es geht anscheinend gar

nicht mehr um Kunst. Um das Lied. Um das Liedgut. Nur noch um Party, und ein Geschlecht dominiert, wo sind die holden Mägdelein? Die Nichtrechten reden von Demokratie und Vielfalt und der Zebrastreifen vor dem Burgtheater ist regenbogenfarben im Regen. So vielfältig erscheint es zwar der, die draußen vor den Absperrgittern im Regen steht, auch wieder nicht, es sind vorwiegend Herren, die dominierende Hautfarbe ist gräulich. Die Nichtrechten beschwören die Werte, die westlichen, die es aber auch im Osten geben kann. Z.B. in einem Land, in dem der Polizeiminister sich stolz mit einer Geburtstagstorte mit Galgenstrick-Deko präsentiert. Nein, kein fake.

Es ist so kompliziert wie die Welt, und ich sitze schicksalsergeben in meinem Ohrensessel und lasse es über mich ergehen.

Robotergehüpfé à la Achtziger. Sich windende Jungs aus aller Herren Ländern. Guter alter deutscher Stripteasebudenflair. Vampirmetallklauen aus Osteuropa. Männerpathos aus Albanien, der traurigen Mutter des Migranten gewidmet, ich werde schwach. Mutter Erde wird auch besungen, und die Sonnengöttin aus Australien strahlt so intensiv, dass die Herrenmoderatoren ins Stammeln geraten.

Schauriger Schrott, Glitzern des Grauens! Kriegskrachkonsummaschinerie, die niederknüpelt, niederballert, niederbombt! Lass diesen Kelch an mir vorbeigehen! Den Müll für Masochistinnen! Die sich das geben, sich dem ergeben, alles aufgeben, sich selbst, jede Hoffnung. Und dann. Es ist vorbei. Es ist vollbracht. Uff! Die Bulgar/innen. Eh lieb. ●

D'GEDICHT VUN DER WOCH

D'Ritual vun der Natioun

IIII Jacques Drescher



Mir musse séier bauen;
Mir brauche vill ze laang,
Dofir huet eis Regierung
Mam Plangen ugefaang.

Mir wëlle keng aarm Kanner
An eisem räiche Land
An dofir huet d'Regierung
De Problème gläich erkannt.

Mir brauche keng zwou Klassen
An eiser Medezin.
An dofir wëllt d'Regierung,
Dass Dir net krank sollt ginn.

All Joer grouss Annoncen
An enger laanger Ried.
D'Kritik ass och scho sécher
Wéi d'Amen am Gebiet.

Peter Jackson, honoré à Cannes

IIII Marc Trappendreher

Le maître des mondes imaginaires reçoit une Palme d'honneur



They Shall Not Grow Old, un travail avec des images d'archives

Peter Jackson recevra cette année la Palme d'honneur du Festival de Cannes, une distinction qui salue une carrière ayant profondément marqué le cinéma contemporain. Né en Nouvelle-Zélande en 1961, le cinéaste débute avec des films indépendants au ton irrévérencieux comme *Bad Taste* (1987) et

Braindead (1992), où se révèlent déjà son goût pour les univers fantastiques et les effets spéciaux innovants.

La reconnaissance internationale arrive avec *Heavenly Creatures*, 1994, Lion d'argent à Venise et nommé à l'Oscar du meilleur scé-

nario. Mais c'est surtout avec la trilogie *The Lord of the Rings* (2001-2003), adaptée de l'œuvre de J.R.R. Tolkien, que Peter Jackson entre dans l'histoire du cinéma. Véritable phénomène mondial, la saga révolutionne le film fantastique par son ambition visuelle et narrative.

Par la suite, Peter Jackson confirme son statut de cinéaste majeur avec *King Kong* (2005), puis la trilogie *The Hobbit* (2012-2014). En parallèle, il développe la société d'effets spéciaux Weta Digital, devenue une référence mondiale dans l'innovation technologique au cinéma. Dès lors, ses films se caractérisent par un mélange unique de passion pour les effets spéciaux révolutionnaires, un attachement viscéral pour l'artisanat et une maîtrise totale des récits épiques

Au-delà de la fiction, Jackson est devenu un restaurateur et archiviste hors pair. Grâce aux technologies de colorisation et d'intelligence artificielle développées par ses équipes, il a redonné vie aux images d'archives de la Première Guerre mondiale dans le documentaire *They Shall Not Grow Old* (2018). Son approche combine un respect historique et une volonté de rendre le passé immersif pour les nouvelles générations. Il le prouve encore avec *The Beatles: Get Back* (2021), où l'on voit le groupe créer, répéter et enregistrer toutes les chansons de *Let It Be*. En lui remettant une Palme d'honneur, Cannes célèbre un cinéaste autodidacte qui a su conjuguer cinéma populaire, prouesse technique et souffle épique. ●

AVIS

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis :
26.06.2026 10.00 heures

Intitulé :
Travaux de remplacement de l'installation de détection incendie à exécuter dans l'intérêt de l'Abbaye de Neumünster - Centre culturel de rencontre à Luxembourg.

Description :
– Fourniture et remplacement de l'installation de détection incendie comprenant la centrale

et tous les détecteurs. La centrale est dimensionnée pour 16 boucles et 3 lignes sur les 4 bâtiments du site. La durée des travaux est de 111 jours ouvrables, à débiter le 2^{ème} semestre 2026. Les travaux sont adjugés à prix unitaires.

Critères de sélection :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumission.

Conditions d'obtention du dossier :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des plis :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics

avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

N°. avis complet sur pmp.lu :
2601326

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis :
25.06.2026 10.00 heures

Intitulé :
Travaux de clôture à exécuter dans l'intérêt du « Réaménagement et remplacement de l'ensemble des

infrastructures du Camp militaire à Waldhof ».

Description :
– Travaux préparatoires, notamment terrassement mécanique (+/- 1 382 m³) ;
– Dépose de la clôture existante (+/- 200 ml) ;
– Fourniture et mise en place d'une clôture « OTAN » (+/- 1 620 ml) ;
– Fourniture et mise en place d'une clôture « double-barre » (+/- 218 ml) ;
– Fourniture et mise en place de portillon pivotant (2 pc) ;
– Fourniture et mise en place de clôture « mobile » (+/- 200 ml) et de portail mobile.
– Fourniture et mise en place de panneaux de signalisation (+/- 81 pc)
La durée des travaux est de 60 jours ouvrables, à débiter le

2^e semestre 2026. Les travaux sont adjugés à prix unitaires.

Critères de sélection :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumission.

Conditions d'obtention du dossier :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des plis :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

N°. avis complet sur pmp.lu :
2601285

d'LëtzebuengerLand

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C.B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant** Antoine Hron (485757-1; ahron@land.lu), **Rédacteur en chef** Peter Feist (485757-24; pfeist@land.lu), **Rédaction** France Clarinval (485757-26; fclarinval@land.lu), **Stéphanie Majerus** (485757-35; smajerus@land.lu), **Erwan Nonet** (48 57 57-28; enonet@land.lu), **Sarah Pepin** (485757-36; spepin@land.lu), **Pierre Sorlut** (485757-20; psorlut@land.lu), **Bernard Thomas** (485757-30; bthomas@land.lu), **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (485757-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (485757-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Yi Ren (485757-32; yren@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 485757-1 **Fax** 496309 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Facebook** d'Lëtzebuenger Land **Instagram** [letzeburger_land](https://www.instagram.com/letzeburger_land) **Impression** Editpress S.A. **Prix par numéro** 6,50 € **Abonnement annuel** 220,00 € **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Compte en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000

Das Leben verantworten

III Frédéric Braun (Wien)

Vor achtzig Jahren veröffentlichte der Wiener Psychiater und Holocaust-Überlebende Viktor Frankl mit *Trotzdem Ja zum Leben* sagen seine Idee der inneren Freiheit unter extremen Bedingungen

Die Mariannengasse eins im neunten Bezirk von Wien liegt im Alsergrund, einem dicht bebauten, bürgerlich geprägten Teil der Stadt, in dem sich Spuren des alten akademischen und medizinischen Wiens überlagern. Im Mezzaninbereich des mehrstöckigen Eckhauses, einem typischen hell verputzten Gründerzeitbau – quer gegenüber dem Gelände des Alten Allgemeinen Krankenhauses (AKH) –, befand sich von 1945 bis zu seinem Tod 1997 die Praxis- und Wohnstätte von Viktor Frankl. Seit 2015 ist dort das kleine, aber feine Viktor-Frankl-Museum untergebracht.

Im Unterschied zu klassischen biografischen Museen, etwa dem Sigmund-Freud-Museum in der Berggasse, stehen hier Texte, interaktive Stationen aus Wendebrettern, Audio- und Videoausschnitten sowie Kästen im Vordergrund. Damit wird dem Besucher eine persönliche und zugleich niederschwellige, ja demokratische Einführung in Frankls Denken geboten. Sinn- und Existenzfragen wie „Tod – war's das?“ oder „Wahre Liebe?“ machen den Museumsbesuch beinahe zu einer ersten therapeutischen Erfahrung. Anders als in der freudischen Tradition, die stark vom Wiener Bürgertum um 1900 geprägt ist und das innere Leben häufig auf unbewusste Konflikte und biografische Prägungen zurückführt, verschiebt Frankl den Blick auf die Frage, welche Haltung ein Mensch im jeweiligen Augenblick einnehmen kann. Frankls Existenzanalyse, die als Dritte Wiener Schule der Psychotherapie bekannt ist, versteht den Menschen als ein Wesen aus Körper, Psyche und Geist – wobei Letzterer den Ort von Freiheit, Verantwortung und Sinnsuche markiert.

Berühmt wurde seine Überzeugung, dass der Mensch selbst unter widrigsten Umständen, angesichts Krankheit und Tod noch wählen kann, wie er sich zu seinem Schicksal verhält. Im Zentrum seiner Logotherapie steht der „Logos“, der Sinn: Er wird nicht erfunden, sondern im Leben entdeckt – bisweilen sogar im Leid. „Das Leben selbst ist es, das dem Menschen Fragen stellt. Er hat nicht zu fragen, er ist vielmehr der vom Leben her befragte, der dem Leben zu antworten – das Leben zu verantworten hat“ lautet ein vielzitiertes Satz Frankls.

Frankl tröstet nicht – er ruft zur Verantwortung, gerade dort, wo alles sinnlos scheint. „Menschen müssen nicht immer entlastet werden“ meint dazu Prof. Alexander Batthyány, Psychologe und Herausgeber der Werkausgabe Frankls gegenüber dem *Land*. „Im Gegenteil – indem wir etwas tun, indem wir in die Welt hineinwirken, wachsen Kräfte in uns und werden uns zugänglich, die wir nicht verfügbar hätten, wenn wir uns nur schonen und entspannen würden. Das heißt: Der Mensch ist von seiner ganzen Struktur her, mit seinen zwei freien Händen und allem, was dazugehört, auf Wirksamkeit angelegt. Er wird in dem Maße, in dem er wirkt. Darin entdeckt er auch sich selbst. Weniger durch bloße Selbstbeschau im Passiven. Im Du hingegen, in der Beziehung, in der Liebe, sogar im Streit, im Tun – da entfaltet sich möglicherweise das Ganze, wie der Pfau sein Rad entfaltet“ so der Leiter des Viktor-Frankl-Instituts und -Archivs in Wien.

Als dreizehnjähriger erlebte Frankl im Herbst 1918 den Zusammenbruch des Habsburgerreichs. Er, der als „junger Bub“ vor der Hofburg noch „den Franz Joseph“ gesehen hatte, wie dieser den deutschen Kaiser Wilhelm zu dessen Wagen begleitete, sah die Welt der Erwachsenen zu Ende gehen und musste früh Verantwortung überneh-

men. „Als Sohn eines Staatsbeamten ist es uns damals wissenschaftlich dreckig gegangen“, erinnerte sich der Begründer der Logotherapie später. Im Winter sei er oft schon zwischen zwei und sieben Uhr morgens in den Wiener Markthallen angestanden, um ein Kilo „Erdäpfel“ zu bekommen. Danach übernahm seine Mutter den Platz in der Schlange, damit er rechtzeitig zur Schule gehen konnte. Mit 15 Jahren hält Frankl seinen ersten öffentlichen Vortrag, *Über den Sinn des Lebens*. Aus einem starken Gefühl für soziale Gerechtigkeit heraus wird er Funktionär der Sozialistischen Arbeiterjugend. Als Gymnasiast korrespondiert er mit Sigmund Freud, ist angezogen von Alfred Adlers Betonung auf Gemeinschaft und sozialen Reformen.

1924 begann Frankl sein Medizinstudium. Schon während des Studiums beschäftigte er sich intensiv mit Depression und Suizidprävention. 1928 gründet er Jugendberatungsstellen in Wien und sechs weiteren Städten. 1930 organisiert er zur Zeit der Zeugnisverteilung eine Sonderaktion, woraufhin in Wien die Zahl der Schüler-selbstmorde signifikant abnimmt. Im Freitod erkannte Frankl, „ein Nein auf die Sinnfrage“. Er vertrat die Auffassung, dass die entscheidende Frage nicht lauten solle: „Was kann ich noch vom Leben erwarten?“, sondern vielmehr: „Was erwartet das Leben von mir?“.

In den Jahren 1933 bis 1937 leitete Frankl den sogenannten „Selbstmörderinnen-Pavillon“ im Psychiatrischen Krankenhaus Am Steinhof in Wien und sammelt mit der Betreuung von bis zu 3000 Patientinnen pro Jahr umfangreiche diagnostische Erfahrungen. Um Menschen mit suizidalen Gedanken zu unterstützen, versuchte er sie an konkrete Lebensaufgaben oder an geliebte Personen zu binden. „Frankl hat schon früh geahnt, dass ein Großteil einer gelungenen Therapie oder hilfreichen Unterstützung darin besteht, den Menschen wirklich wahrzunehmen“ so Prof. Alexander Batthyány weiter. Zentral sei bei Frankl dabei die Frage „nicht nur nach dem eigenen Befinden, sondern nach dem Sinn: Wozu bin ich da?“ wie der Psychologe und Leiter des Viktor-Frankl-Instituts in Wien dem *Land* gegenüber erklärt. Noch im Ghetto Theresienstadt wird sich Frankl um die psychologische Betreu-

1924 begann Frankl sein Medizinstudium. Schon während des Studiums beschäftigte er sich intensiv mit Depression und Suizidprävention

ung kümmern und eine Einsatzgruppe einrichten, die sich um die meist schockierten Neukömmlinge kümmert.

Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 geriet Frankl Leben selbst aus den Fugen. Seine Ordination als Facharzt für Neurologie und Psychiatrie wird arisiert, seine Praxis muss er in die elterliche Wohnung verlegen. Er wird Leiter der Neurologischen Station am Rothschild-Spital, fälscht Euthanasiebescheide und versteckt Kinder. Ein Visum zur Ausreise nach Amerika lässt er unbenutzt, um seine alten Eltern nicht im Stich zu lassen. 1941 kann Frankl noch die Arbeit an seinem Buch *Ärztliche Seelsorge* beginnen, in dem er die Grundlagen seines psychotherapeutischen Systems darlegt. Er heiratet Tilly Grosser, eine Krankenschwester, die er am Rothschildspital kennengelernt hatte. Kurz darauf wird das Paar zur Abtreibung gezwungen. Im September werden Viktor und Tilly verhaftet und zusammen mit Frankls Eltern nach Theresienstadt deportiert. Seine Schwester Stella ist kurz zuvor nach Australien geflüchtet, sein Bruder Walter und dessen Frau versuchen über Italien zu entkommen.

Nach einem halben Jahr in Theresienstadt stirbt sein Vater an Erschöpfung. Kurz darauf werden

Viktor, Tilly und schließlich auch seine 65-jährige Mutter nach Auschwitz deportiert. Seine Mutter wird sofort in der Gaskammer getötet, Tilly gelangt in das Lager Bergen-Belsen. Frankl selbst wird nach einigen Tagen für den Weitertransport in ein Arbeitslager ausgewählt. Er gelangt zunächst nach Kaufering und später nach Türkheim, beide Nebenlager von Dachau. Während seiner Zeit in Türkheim erkrankt er an Fleckfieber. Um einem lebensbedrohlichen Zusammenbruch der Gefäße vorzubeugen, bleibt er nachts wach und rekonstruiert sein Buch *Ärztliche Seelsorge* mithilfe von stenografischen Notizen. Am 27. April wird er von US-amerikanischen Truppen befreit. Anschließend wird er als Chefarzt in einem Militärhospital für Displaced Persons eingesetzt. Um endlich Gewissheit über das Schicksal seiner Frau zu erhalten, reist er nach Wien. Innerhalb weniger Tage erfährt er vom Tod seiner Frau, seiner Mutter sowie seines Bruders, der zusammen mit seiner Frau in Auschwitz ermordet wurde.

1946, vor achtzig Jahren, erscheint „...trotzdem Ja zum Leben sagen“ (Originaltitel: *Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*). Im Kern zeigt das Buch, dass Menschen selbst unter extremster Entmenslichung eine innere Freiheit behalten können: die Freiheit, der eigenen Situation durch Transzendenz eine Haltung zu geben. Frankl beschreibt, wie er sich im KZ einmal vorstellte, in einem wohlgeheizten Auditorium einen Vortrag über seine Erlebnisse zu halten, und dabei seinen Geist über das unmittelbare Leiden hinaus auf einen höheren Sinn richtete. Anders als oft angenommen hat Frankl seine Theorie aber nicht im Konzentrationslager „erfunden“ wie Prof. Batthyány klarstellt. „Die Grundgedanken waren vorher da. Aber die Lagererfahrung wurde zur extremen Bewährungsprobe. Dort zeigt sich, ob eine Theorie über den Menschen trägt – oder nicht. Im Lager verdichtet sich die Frage nach Würde, Freiheit und innerer Haltung in radikaler Weise“. In der Nachkriegszeit wurde Frankl Professor für Neurologie und Psychiatrie in Wien und hielt weltweit Vorträge, unter anderem an der Harvard University. 1972 war er auf Einladung der ALUC in Luxemburg zu Gast. ●

Mehr zum Thema: viktorfrankl.org



Das Viktor-Frankl-Museum

Apollonia Theresa Birzan

S

T

|

L

POP. LIFE !

Chatbots

IIII josée hansen

Les fleurs devaient arriver le jour même, promet le réseau allemand de fleuristes, au plus tard le lendemain, pour la modique somme de treize euros et quelques pour l'envoi express. Sur le site, les bouquets ont des noms bucoliques comme « Frühling-sanfang » (début du printemps), « Sommerliche Umarmung » (étreinte estivale) ou « Herzlichkeit » (affection). Immédiatement, « Karolin », le *chatbot* maison, répondit à la commande avec des émojis de fleurs dans l'objet du courriel, garantissant que cela arriverait dans les délais, et qu'une boîte de chocolats allait être ajoutée gratuitement à la livraison, que voici un lien via lequel on pourrait suivre le bouquet dans son périple jusqu'à l'adresse indiquée – puis : plus rien. Sur le site du commerce, aucun numéro de téléphone, aucune adresse email pour réclamer ou juste pour s'informer. Vint le week-end, et enfin, le lundi, un bouquet à moitié fané, l'autre moitié aplati pour être resté dans une camionnette de livraison pendant trois jours, arriva à destination. Quelques jours plus tard toutefois, Karolin envoie un autre mail pour une enquête de satisfaction client, « your opinion matters to us » : sur une échelle de un à dix, quelle est la probabilité que vous recommanderiez nos services à vous amis ? Ben, à vrai dire : zéro !

Le commerce électronique a mis moins de quatre ans, depuis l'avènement de ChatGPT en novembre 2022, pour faire basculer son service client, déjà très minimaliste pour la majorité des commerces, dans un univers kafkaïen dominé par des robots conversationnels qui ont des noms féminins pour le commerce de vêtements et des noms à deux syllabes se terminant en y pour les concessionnaires de voitures. Ils semblent tous être connectés entre eux et s'autonomiser de plus en plus. Impossible d'avoir une interaction humaine, de freiner une transaction, de changer la moindre chose dans une commande.

Fausse taille de vêtement choisie par mégarde ? Réponse de « Camille » : « J'ai bien pris connaissance de votre mail et je vous remercie pour votre confiance. Après vérification votre commande a été expédiée, je ne peux malheureusement plus procéder à son annulation. Si vous ne souhaitez pas conserver votre colis, je le comprends, vous pouvez nous le retourner dès réception au Mondial Relay de votre choix. »

Ainsi, des millions de colis font des voyages absolument absurdes et inutiles à travers le globe à force CO₂, parce que la distribution est automatisée, apparemment pour plus d'efficacité. En 2015, Post Luxembourg a affrété « plus de deux millions de colis », selon son rapport annuel. En 2025, ce volume est passé à dix millions, cinq fois plus en dix ans et plus 19 pour cent par rapport à 2024. Ce nombre est sans compter les Amazon Prime qui desservent désormais directement les villes et villages luxembourgeois, les DHL, UPS et

autre DPD. Le nombre de colis retournés est inconnu, mais les réseaux type Mondial Relay se sont installés dans les arrière-boutiques des coiffeurs, bars à tabac et autres petits commerces, dont les exploitants touchent quinze centimes d'euros par colis réceptionné en attendant le prochain camion. La multinationale lituanienne de fripes Vinted est certainement responsable pour une grande partie de ces colis.

Les services après-vente ont toujours généré leur part d'agacement auprès du/de la client/e, mais cela a considérablement empiré avec l'avènement de la microinformatique et des télécoms avec leur obsolescence programmée (« Kauf ein Handy und verpiss dich ! », *Land* du 29.04.2005). Les robots conversationnels sont aujourd'hui promus par les consultants internationaux comme la panacée, permettant de rationaliser les interactions courantes avec les clients : comment retourner un produit, changer ou annuler son rendez-vous, contacter le transporteur ? Le problème est qu'ils ne sont que des « perroquets stochastiques » (Emily Bender), qui ne font que répéter des données issues d'une large base d'apprentissage, assemblées selon des probabilités statistiques. Très vite, on se retrouve ainsi dans des

boucles répétitives sans issue et sans résolution possible. Les médias spécialisés regorgent de rapports de ratés et de manipulations des IA par des consommateurs, qui s'amuse à provoquer les chatbots.

« Le secteur du commerce fait le pari que, à terme, les particuliers [...] délégueront leurs courses à une IA », projette *Le Monde* (du 06.02.2026). Que donc on dicterait dans son chatbot : je veux faire un gâteau au chocolat pour six ce soir, et l'IA se chargerait de composer le panier des courses et de les faire livrer à l'heure voulue. Le dernier *Retail Report* (2026) du ministère de l'Économie constate certes des taux de croissance « particulièrement élevés » du commerce en ligne, mais il n'est pas fait mention ni de l'IA, ni de termes comme *chatbot* ou robot conversationnel. ●



LA PERSONNE

Émeline Gobert,

cheffe pâtissière au Sofitel Europe deouis quinze ans, est devenue la nouvelle présidente des « Sucrés du



Lux' ». Lancé en 2017, le groupement rassemble une quinzaine de pâtisseries, la plupart exerçant dans des établissements haut de gamme. L'idée est de promouvoir leur travail et de susciter la créativité. À l'image de son « grand frère » parisien, le « Club des Sucrés », l'association réunit régulièrement ses membres autour de thématiques imposées. Cette semaine, les pâtisseries et les pâtisseries ont travaillé autour des fleurs. Émeline Gobert a présenté un excellent trompe-l'œil en

forme de gousse de vanille. D'autres, ont démontré leur inventivité avec des desserts à la reine des prés, au jasmin, à la fleur d'oranger, au pissenlit ou encore à l'hibiscus. FC

L'ENDROIT

Bistro des Capucins

L'établissement juste à côté du théâtre des Capucins a connu plusieurs vies. Transformé en 2014 par Stefano Moreno en un bar et restaurant

contemporain, un rien show-off, l'endroit a connu des hauts et des bas, au gré des exploitants et des chefs. Récemment, l'expérience internationale Mezza a tourné court, ne trouvant pas vraiment son public. Depuis une semaine, le nouveau Bistrot des Capucins ne désemplit pas. La reprise par l'équipe du Bonne nouvelle prouve que le succès est d'abord une question d'état d'esprit, de présence des responsables et d'une offre dans l'air du temps. Un (très) gros nettoyage, un nouveau mobilier plus sobre, un

éclairage adapté et des murs repeints en noir : la métamorphose n'est pas radicale, mais le local a gagné une nouvelle identité. La carte du chef Roberto Prado, aux racines brésiliennes et américaines, est décrite comme une « cuisine classique avec une touche punk » : salade de concombre, citrons confits et lait de coco ; truite confite, asperges et pil pil ; filet d'agneau avec pommes boulangères et sauce harissa... Côté boissons, on retrouve la carte des vins bien sourcés par Bonne nouvelle. L'endroit est



ouvert tous les jours jusqu'à la fin de l'été. La suite se dessinera en fonction du succès. FC

PRINTED IN LUXEMBOURG



COMMENT ÉDUIQUER À LA PRESSE DANS LES ÉCOLES

DE PIWITSCH, UN JOURNAL ADAPTÉ AUX ENFANTS
PORTRAIT AVEC SA COORDINATRICE TIFFANY SASKA

TOTALE DANS LE DESSIN DE PRESSE ?

STAR PLANTU AU KOLLEISCH

DESSINATEUR

UN TÉMOIGNAGE DU

COMMENT LES JEUNES FRANÇAIS RÉAGISSENT FACE AUX JOURNALISTES

ENTRETIEN AVEC UNE JOURNALISTE LUXEMBOURGEOISE DE L'AFP. NINA LAMPARSKI QUI INTERVIEW DANS LES ÉCOLES



30

La digue

L'éducation à la presse comme obstacle à l'érosion démocratique

PIERRE SORLUT

34

Caricatures

Un témoignage du célèbre dessinateur de presse Plantu devant les lycéens de l'Athénée

PIERRE SORLUT

35

« Face à l'hostilité »

Nina Lamparski, journaliste luxembourgeoise à l'AFP et administratrice de l'association Entre les lignes, en charge d'éducation aux médias dans les écoles

PIERRE SORLUT

36

Le chant du Piwitsch

Tiffany Saska éveille la conscience médiatique des écoliers du Luxembourg avec un journal dédié

PIERRE SORLUT

37

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

38

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

39

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

40

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

41

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

42

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

43

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

44

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

45

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

46

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

47

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

48

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

49

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

50

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

51

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

52

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

53

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

54

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

55

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

56

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

57

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

58

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

59

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

60

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

61

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

62

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

63

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

64

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

65

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

66

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

67

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

68

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

69

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

70

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

71

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

72

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

73

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

74

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

75

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

76

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

77

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

78

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

79

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

80

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

81

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

82

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

83

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

84

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

85

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

86

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

87

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

88

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

89

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

90

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

91

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

92

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

93

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

94

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

95

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

96

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

97

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

98

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

99

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

100

Le grand bain

Le grand bain du hémisphère nord

PIERRE SORLUT

La digue

IIII PIERRE SORLUT

L'éducation à la presse comme obstacle à l'érosion démocratique

Témoignages au collège

Comment les adolescents s'informent-ils ? Interrogés, les lycéens hésitent longuement avant de verbaliser : « Aux informations », répond benoîtement un élève un élève de Sainte-Sophie. Il pense au journal télévisé qu'il regarde le soir avec ses parents. « On écoute aussi la radio quand on va quelque part », détaille un autre élève de cette école privée du Kirchberg. Lors d'ateliers sur la liberté d'expression et le dessin de presse organisés en décembre par l'Institut Pierre Werner et auxquels le *Land* a participé, l'on se rend compte que le lien à l'information tient encore pour beaucoup aux pratiques familiales. « Hugo décrypte » compte parmi les sources d'informations citées. « Tu vois l'info passer, c'est très synthétisé, il y a juste une phrase et une photo, pas un paragraphe entier à lire », souffle un autre élève. Nous comprenons qu'il parle du compte Instagram de la chaîne youtube de vulgarisation de l'info créée par le journaliste Hugo Travers. La grande majorité des collégiens rencontrés qui lisent la presse papier le font sur *L'Essentiel* : « On les prend à l'arrêt de bus », relate une élève du Lënster Lycée. Puis « on en parle en classe ». À Junglinster, des Ukrainiens disent s'informer « sur Telegram ». Là encore, il s'agit du canal par lequel ils accèdent à l'organe de presse, des sources ukrainiennes. Tiktok, Instagram, Facebook, Snapchat sont régulièrement évoqués comme canaux d'information. « Les réseaux sociaux offrent soi-disant un accès direct à des informations véridiques, mais justement la plupart du temps... L'information sera biaisée », commente un collégien. Au Lycée Aline Mayrisch, Antoine raconte : « Quand je vois un truc sur les réseaux sociaux, je fais une recherche sur internet pour vérifier si c'est vrai ». « Il y a beaucoup de fake », poursuit-il.

Lire la presse écrite devient accidentel : « Quand je m'ennuie, je prends un journal qui traîne à la maison et je lis mais je ne sais pas trop d'où il vient », témoigne Serena. Interrogés sur les sources d'informations luxembourgeoises qu'ils connaissent les élèves citent *L'Essentiel*, *RTL*, *Wort*, *Tageblatt*, *Le Quotidien* ou encore *100,7*. « Un jour j'ai apporté le *Land* et c'était la première fois qu'ils le voyaient », sourit Chris Pesch. Le professeur attaché à la direction du Lycée classique d'Echternach a tenté de placer l'éducation aux médias au cœur de l'enseignement de son lycée. Mais la matière en tant que telle n'a pas rencontré le succès escompté auprès des élèves. Il croyait pourtant que les jeunes éprouaient « un vif intérêt pour la presse ». D'autant plus que « les fake news, c'est leur quotidien », analyse-t-il. Il nous renvoie vers un autre enseignant du lycée, Raoul Grün, dont la classe vient de remporter le premier prix du Concours jeune journaliste. Selon ce professeur, les élèves

ne lisent pas beaucoup la presse professionnelle et passent une grande majorité de leur temps sur les réseaux sociaux. C'est là qu'ils entreraient en contact avec l'actualité. « Ils sont informés du sujet par un *thread* sur Tiktok, mais ils ignorent souvent le contexte et les détails », résume Raoul Grün. Les témoignages dans les écoles importent. Les études médiatiques éclairaient les tendances générales mais n'abordent pas ces classes d'âge.

Le constat de la désaffection

Selon Accenture, les revenus de la presse écrite européenne ont presque diminué de moitié entre 2007 et 2019. La consultation des réseaux sociaux est devenue la principale activité médiatique des Européens avec un usage quotidien pour les deux tiers d'entre eux, selon une étude des audiences publiée en 2025 par la Commission européenne. Arrive en seconde position la consommation d'information (« news »), elle reste élevée avec un usage quotidien pour 53 pour cent des sondés. Pourtant, l'enveloppe « presse » sera le dernier poste budgétaire de la consommation médiatique (4,17 euros par mois), très loin derrière l'abonnement télé-internet (15,46), les jeux vidéo (11,43) et autres *streamings*. 70 pour cent des Européens ne dépensent pas un sou dans la presse. Et les deux nations qui la consomment le plus ne pèsent pas bien lourd sur le Vieux Continent, à savoir les Estoniens (dont 69 pour cent paient pour s'informer) et les Luxembourgeois (65 pour cent). Les troisièmes « plus gros » consommateurs de presse, les Maltais, arrivent loin derrière (49 pour cent). En Allemagne et en France seuls 31 et vingt pour cent des gens dépensent de l'argent dans la presse.

Au Grand-Duché, les usages des médias traditionnels et des réseaux sociaux ont été pour la première fois analysés dans le cadre de l'étude Medialux 2024 (Université du Luxembourg). Les pratiques de l'ensemble de la population (recensées en 2023 auprès de 1 500 personnes) sont comparées avec celles de la plus jeune tranche d'âge étudiée, les 18-24 ans, pour « mettre en évidence de potentielles tendances futures ». On lit ainsi que 86 pour cent des sondés entre 18 et 24 ans s'informent via *RTL* et huit pour cent via *L'Essentiel*. Viennent ensuite *Eldorado* (quatre pour cent) et le *Wort* (deux pour cent). Seuls cinquante pour cent des « 18-24 » disent s'informer au moins une fois par semaine par la presse écrite (contre 90 pour cent pour les 65 ans et plus). Et 99 pour cent par internet. Ces jeunes sont aussi le seul contingent dont la majorité dit aussi s'informer via l'intelligence artificielle (cinquante pour cent contre 21 en moyenne). Ce qui

n'empêche pas les « 18-24 » de passer, aussi, à 91 pour cent par des médias professionnels, contre 92 pour cent dans l'ensemble de la population. Mais la fréquence de la consommation des sites de médias professionnels par les jeunes est bien moindre que chez les aînés (3,5 jours contre cinq sur sept). Les jeunes s'informent aussi énormément via les réseaux sociaux (à 98 pour cent pour une moyenne de 93) et les influenceurs (à 85 pour cent, contre 58 pour cent en moyenne). « Ceci signifie que les influenceurs jouent un rôle de plus en plus important auprès des jeunes générations non seulement à des fins commerciales ou de *lifestyle*, mais également en lien avec les actualités notamment l'actualité politique », concluent les auteurs de Medialux, Stéphanie Lukasik et Raphaël Kies.

La Commission européenne relève pourtant que seulement cinq pour cent des sondés jugent les productions des influenceurs digne de confiance. Selon Medialux, la quasi-totalité se méfie du contenu diffusé sur les réseaux sociaux (où l'on retrouve tout le monde, y compris les médias traditionnels). Dans l'étude de l'Uni.lu, plus de 70 pour cent des sondés sont satisfaits du traitement de l'information par les journalistes (65 pour cent plutôt, sept pour cent tout à fait). Les sympathisants de l'ADR seraient, eux, « clairement plus critiques » vis-à-vis de cette information. L'indicateur de confiance en les institutions réalisé par Polindex par la chaire de Recherche en études parlementaires révèle une défiance envers la presse. La note de confiance (4,9 sur dix) la place en queue de peloton avec la télévision (4,7), les partis politiques (4,7) et les réseaux sociaux (3). « Cette méfiance vis-à-vis des journalistes s'est développée avec le contexte de désinformation auxquels les usagers sont désormais confrontés sur les réseaux sociaux », relèvent les chercheurs de Medialux.

Le difficile endiguement

L'éducation aux médias et à l'information (EMI, selon le sigle bruxellois) figure en bonne place dans les préoccupations de l'Éducation nationale. Le sujet a émergé politiquement au Luxembourg dans les années 1990 avec les nouvelles technologies de l'information et de la communication. « Le travail, la discussion et le dialogue critiques des élèves autour de l'utilisation des supports de communication et de traitement de l'information permettront également de développer une éducation aux médias adaptée à notre société », estimait la ministre de la Culture, de l'Éducation et des Médias, Erna Hennicot-Schoepges (CSV), en novembre 1995. (En 2001, l'ADR a déposé une motion pour créer un Conseil de l'éducation aux médias pour protéger les jeunes de la violence à la télévision). En 2003, le Conseil national des programmes du ministère de l'Éducation a lancé une consultation pour introduire l'EMI à l'école.

En France, le ministre de la Culture, René Haby, a, dès 1977, voulu intégrer la lecture critique des médias dans les programmes. Était envisagé une sorte d'Institut national de la presse à l'école. « Il ne s'agit pas de dire 'on va lire le journal pendant les classes', mais d'apprendre aux élèves à maîtriser les médias », avait-il clamé. Puis de poursuivre : « C'est là la voie la plus importante et la plus nécessaire de la formation des citoyens de l'an 2000. » Cette volonté prendra forme en 1983 avec la naissance du Clemi, centre chargé de former les enseignants en la matière. En Allemagne la *Medienpädagogik* a trouvé sa voie dans les années 1970 par le cinéma (vecteur de communication de masse depuis la fin de la Seconde Guerre mondiale) et s'est diffusé de manière transversale.

Cette approche sera choisie pour les écoles luxembourgeoises. « Pour nous, il est évident que l'éducation aux médias est une compétence transversale, qu'il faudrait utiliser dans toutes les matières », avait affirmé Marc Barthélémy du ministère de l'Éducation (*d'Land*, 15.06.2006). L'EMI émerge depuis lors (entre autres) dans des cours de langues ou d'histoire. Depuis 2022, le cours Digital Sciences (de la septième à la cinquième) met l'accent sur une adoption critique des nouvelles technologies, avec un « focus sur le citoyen digital », résume Daniela Hau, responsable Innovation pédagogique et technologique au Script, dépendant du ministère de l'Éducation. Avec le plan d'études qui sera mis en œuvre à la rentrée, les écoles pourront introduire des contenus liés à l'EMI dans les cursus. « Il s'agit notamment d'apprendre à vérifier les sources, distinguer fait et opinion, développer un regard critique ou encore comprendre l'impact de l'IA », résume Daniela Hau. Le *Medienkompass* compile sur 70 pages cette approche manifestement voulue exhaustive. Le mot presse n'y figure néanmoins pas.

Pour Raoul Grün, la presse n'entre « pas encore assez dans nos écoles, surtout dans les classes inférieures » : Les programmes et supports de cours parlent « moins de radio, de télé ou de presse écrite que des risques du digital », commente l'enseignant au Lycée classique d'Echternach. Cela peut dé-

« Les enseignements comme l'éducation aux médias doivent être vécus pour être assimilés »

Carole Chaîne, directrice du Lycée Aline Mayrisch

pendre des établissements et « de leur philosophie », concède Carole Chaîne. La directrice du Lycée Aline Mayrisch se félicite que ses enseignants en langues ou en histoire abordent l'actualité munis de coupures de presse. Et elle se prononce contre une institutionnalisation d'un cours d'éducation à la presse professionnelle. La directrice se dit « persuadée que ce

ne sont pas les contenus des programmes qui sont déterminants, mais les compétences transmises aux élèves ». L'introduction à la presse et l'apprentissage des vertus démocratiques d'une information fiable devraient passer par tous les cours et modules. « Les enseignements comme l'éducation aux médias doivent être vraiment vécus pour être assimilés », pense celle qui s'est attachée les services d'une ancienne journaliste et qui pousse ses professeurs à saisir toutes les opportunités pour confronter ses élèves aux médias traditionnels. Des initiatives émanant du Conseil de presse sont développées depuis les années 1980. Après la Presse à l'école a été lancée la Semaine de la presse puis le Concours jeune journaliste.

Le Conseil de presse (qui contrôle le fonctionnement de la profession), l'Alia (autorité des médias qui « encourage le développement » de l'EMI depuis 2021) et le Zentrum fir politesch Bildung ont formé ce mois-ci les premiers enseignants à une approche métier des médias. « Comprendre le quatrième pouvoir avec vos élèves », tel est l'intitulé de la formation. Elle suscitera peu de vocations. « Les journalistes, titulaires de masters ou de bachelors, travaillent sous pression, avec peu de temps et sont plutôt mal payés », lit-on dans la présentation powerpoint. Mais en répondant à la question de savoir pourquoi « le quatrième pouvoir est important pour une démocratie », la formation permettra peut-être aussi de recréer du lien entre les jeunes et les journalistes. Un lien qu'un membre de la profession, Morgan Kervestin, a parfois senti « cassé » lors de ces ateliers menés dans les écoles en décembre. ●



All Bildungswee ass eenzegaarteg.
Esou wéi äert Kand!

Hu Dir Froen zur Schouloffere oder zu Ausbildungsméiglechkeeten?
Maacht elo äre Rendez-vous fir eng gratis Berodung.

29, rue Aldringen
L-1118 Luxembourg

8002 - 8181

info@m-o.lu

MAISON DE
L'ORIENTATION

Deng Schoul. Däi Beruff. Deng Zukunft.

Luxembourg Confederation,
Fédération Luxembourgeoise des Services d'Éducation et d'Accueil pour Enfants

ANNONCE

Paolo Fiorucci, Président de la Fédération Luxembourgeoise des Services d'Éducation et d'Accueil pour Enfants,

Tom Baumert, CEO Luxembourg Confederation

Les services d'éducation et d'accueil non-conventionnés : un pilier encore méconnu du système éducatif luxembourgeois

Souvent méconnu, le rôle des services d'éducation et d'accueil (SEA) dépasse largement la simple organisation de la garde des enfants. Il s'inscrit au cœur des transformations sociales, éducatives et économiques qui façonnent aujourd'hui le Luxembourg.

Une transformation profonde du paysage de la petite enfance

Pendant longtemps, l'accueil des jeunes enfants a relevé presque exclusivement de la sphère familiale. Jusqu'aux années 1970, au Luxembourg comme dans une grande partie de l'Europe occidentale, il était assuré essentiellement par les mères, les grands-parents ou au travers d'arrangements informels. Les rares structures existantes avaient avant tout une vocation sociale et caritative, accueillant principalement des enfants issus de milieux précaires ou de familles mono-parentales dans une logique d'assistance plutôt qu'éducative.

Un demi-siècle plus tard, le paysage s'est profondément transformé. Les SEA constituent aujourd'hui une composante essentielle du fonctionnement social, économique et éducatif du pays. En 2024, près de 20 000 enfants de moins de 4 ans fréquentent une structure d'accueil, avec des taux de fréquentation particulièrement élevés : plus de la moitié des enfants de 0 à 2 ans y ont recours, et plus de 90 % dès l'âge de trois ans.

Cette évolution ne traduit pas uniquement un changement des modes de garde : elle reflète une transformation structurelle majeure, marquée par la reconnaissance de la petite enfance comme un temps éducatif à part entière, où se construisent les bases du développement et des apprentissages.

Un acteur discret mais central : les SEA non-conventionnés

Dans cette évolution, les SEA non-conventionnés ont joué un rôle déterminant. Ils assurent aujourd'hui une part majoritaire de l'accueil des jeunes enfants (âgés de 0 à 4 ans), représentant environ 72 % des places disponibles.

Leur développement ne relève ni du hasard ni d'une simple dynamique de marché. Il s'inscrit dans une évolution conjointe des politiques publiques, des besoins des familles et des transformations du marché du travail.

Au fil du temps, le secteur non-conventionné s'est imposé comme un pilier du système luxembourgeois de la petite enfance, bien que son rôle reste souvent sous-estimé dans le débat public. En permettant un accès élargi à des environnements structurés d'éveil et d'apprentissage, il contribue directement au déploiement concret de l'éducation non-formelle dans la vie quotidienne des enfants.

De la garde à l'éducation : un changement de paradigme

L'histoire des SEA accompagne directement les transformations de la société luxembourgeoise. L'augmentation du taux d'activité des femmes et l'évolution des modèles familiaux ont fait de la conciliation entre vie familiale et vie professionnelle un enjeu collectif.

Parallèlement, les avancées en neurosciences et en psychologie du développement ont profondément renouvelé la compréhension des premières années de vie. Les « 1 000 premiers jours » sont aujourd'hui identifiés comme déterminants pour le développement cognitif, émotionnel, linguistique et social de l'enfant.

Dans ce contexte, l'accueil des jeunes enfants ne relève plus d'une simple fonction de garde : il constitue une composante essentielle des trajectoires éducatives. Les SEA deviennent des lieux où s'expérimente, dès le plus jeune âge, une éducation active ancrée dans les expériences quotidiennes.

Ce changement de paradigme s'est traduit progressivement dans le cadre institutionnel. La loi ASFT de 1998 a structuré le secteur par un système d'agrément, tandis que la loi modifiée de 2008 sur la jeunesse a posé les fondements d'une politique éducative globale intégrant explicitement l'éducation non-formelle. Ce cadre consacre un modèle original, reposant sur la coexistence de structures conventionnées et non-conventionnées, toutes contribuant à cette mission éducative.

Le tournant du chèque-service accueil

L'introduction du chèque-service accueil (CSA) en 2009 constitue une étape déterminante. En facilitant l'accès financier aux structures et en garantissant la liberté de choix des familles, il a profondément transformé le secteur.

Entre 2009 et 2013, le volume d'accueil dans les structures non-conventionnées a connu une croissance particulièrement rapide, multiplié par plus de quatre. Cette capacité d'adaptation a été essentielle pour permettre à un nombre croissant d'enfants d'accéder à des environnements éducatifs diversifiés et pour absorber une demande que le seul secteur conventionné n'aurait pas pu satisfaire dans les mêmes délais.

Cette dynamique met en évidence un point souvent négligé : ce développement ne s'est pas construit en opposition au secteur conventionné, mais dans une logique de complémentarité. Là où le secteur conventionné s'est fortement développé autour des maisons relais et du périscolaire, le secteur non-conventionné a répondu en priorité aux besoins d'accueil des jeunes enfants. Ensemble, les deux composantes ont permis de généraliser l'accès à une offre d'éducation non-formelle, couvrant des besoins variés selon l'âge des enfants et les réalités familiales.

Une mission éducative pleinement reconnue

Aujourd'hui, les SEA sont pleinement reconnus comme des acteurs de l'éducation non-formelle.

Le rattachement du secteur au Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse en 2013 - et non plus au Ministère de la Famille - marque un tournant institutionnel majeur. Il consacre une évolution de fond : celle d'une reconnaissance selon laquelle les processus éducatifs commencent dès la petite enfance et ne se limitent pas au cadre scolaire.

Ce repositionnement s'accompagne d'un changement de terminologie révélateur. Les anciennes appellations - crèches, garderies, foyers de jour ou maisons-relais - ont progressivement cédé la place à celle de « services d'éducation et d'accueil ». Ce glissement n'est pas uniquement sémantique : il traduit une transformation du regard porté sur ces structures, désormais considérées comme des environnements éducatifs à part entière. Elles contribuent au développement global de l'enfant, à sa socialisation et à l'acquisition de compétences essentielles.

Depuis 2016, les SEA sont en outre investis d'une mission de service public. Celle-ci vise notamment à renforcer la cohésion sociale par l'intégration des enfants et à soutenir leurs parcours éducatifs. Cette mission s'incarne concrètement dans la mise en œuvre de l'éducation non-formelle comme pilier du développement de l'enfant.

Le cadre de référence national de l'éducation non-formelle vient structurer et opérationnaliser cette ambition. Il repose

sur une conception de l'enfant comme acteur de son propre développement et promeut une approche pédagogique fondée sur l'expérience, l'exploration, la participation et le vivre-ensemble. L'éducation y est envisagée comme un processus quotidien, ancré dans les interactions, les situations vécues et les dynamiques collectives.

Dans un pays caractérisé par une forte diversité culturelle et linguistique, cette approche revêt une importance particulière. Les SEA constituent souvent le premier espace de socialisation hors du cadre familial. Le cadre de référence insiste explicitement sur le rôle du plurilinguisme dans le développement de l'enfant et valorise les langues familiales comme de véritables ressources éducatives. Les structures deviennent ainsi des lieux où les enfants apprennent à évoluer dans un environnement pluraliste, à reconnaître la diversité et à construire progressivement des relations fondées sur le respect mutuel.

Cette mission éducative s'exprime également à travers le champ d'action consacré aux valeurs, à la participation et à la démocratie. Dès le plus jeune âge, les structures visent à rendre les enfants acteurs de leur quotidien : apprendre à exprimer leurs besoins, participer à des décisions adaptées à leur âge, expérimenter les règles du vivre-ensemble, développer l'écoute et le dialogue.

Ces expériences, bien que souvent discrètes, constituent les premières formes d'apprentissage social et citoyen. Elles participent à la construction de compétences fondamentales pour évoluer dans une société ouverte, diverse et pluraliste.

Une infrastructure essentielle pour l'économie

L'importance des SEA dépasse largement la seule dimension éducative. Ils constituent une infrastructure indispensable au fonctionnement de l'économie luxembourgeoise.

Les quelques 21 000 places d'accueil pour jeunes enfants permettent à un nombre équivalent de parents de participer pleinement au marché du travail. Sans ces solutions, une part importante de la main-d'œuvre - en particulier féminine - serait contrainte de réduire ou d'interrompre son activité.

Les enjeux sont multiples : maintien de l'emploi, réduction des inégalités économiques entre hommes et femmes, lutte contre la pauvreté et soutien à la cohésion sociale.

Les SEA non-conventionnés se distinguent par leur capacité d'adaptation et leur flexibilité. Leur organisation leur permet notamment de répondre à des besoins spécifiques : horaires atypiques, travail posté ou contraintes sectorielles particulières.

Par ailleurs, contrairement à une perception parfois réductrice, le secteur est majoritairement composé de petites structures : 92 % des SEA non-conventionnés relèvent de la catégorie des PME. Cette réalité souligne leur ancrage local et nuance l'image d'un secteur uniquement guidé par des logiques commerciales. Ces structures évoluent souvent dans des équilibres économiques fragiles, tout en répondant à des besoins essentiels.

Un enjeu stratégique pour l'avenir

Le Luxembourg s'est fixé un objectif ambitieux : garantir une place d'accueil pour chaque enfant d'ici 2030. Cet objectif suppose la mobilisation de l'ensemble des acteurs du secteur.

Les SEA non-conventionnées ne constituent plus une composante périphérique du système : elles en sont un élément structurant. Leur rôle est essentiel pour garantir l'accès effectif à une éducation non-formelle accessible, diversifiée et de qualité.

L'enjeu réside désormais dans la reconnaissance pleine et entière de leur contribution au développement des enfants, au soutien des familles, à la transmission des valeurs démocratiques, à la cohésion sociale et au dynamisme économique du pays.

L'histoire récente des SEA au Luxembourg dépasse le cadre d'un simple secteur d'activité. Elle illustre la manière dont une société redéfinit progressivement ses responsabilités collectives.

Accueillir les jeunes enfants ne signifie plus uniquement les garder. Il s'agit de reconnaître que les premières années de vie sont déterminantes et que les SEA constituent déjà un espace d'éducation, contribuant à la construction des compétences, à la cohésion sociale et aux fondements de la citoyenneté dès les premières années de vie.

Pour découvrir concrètement l'éducation non-formelle, le Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse, en partenariat avec le secteur des SEA, organise la Semaine de l'enfance du 30 mai au 5 juin 2026.

Moment fort de cette semaine : le Festival de l'Enfance, qui se tiendra les 30 et 31 mai à l'Abbaye de Neumünster, autour du thème : « *Vivre l'éducation non-formelle : apprendre, un jeu d'enfant !* »

Caricatures

PIERRE SORLUT

Un témoignage du célèbre dessinateur de presse, Plantu, devant les lycéens de l'Athénée

« Ne vous êtes-vous pas senti en danger à un moment ? » La question de la sécurité du dessinateur Plantu est vite tombée lors de sa visite, le 16 mars dernier au *Kolléisch*. Les lycéens de l'Athénée s'étaient pressés dans l'auditorium pour entendre le témoignage de l'ancien dessinateur star du *Monde*. Il intervenait à l'issue d'un cycle d'ateliers organisés par l'Institut Pierre Werner sur le dessin de presse et la liberté d'expression, un thème qui rappelle inévitablement l'affaire des caricatures de Mahomet, en 2005, et l'attentat contre Charlie Hebdo, en 2015. « J'ai toujours des policiers qui m'accompagnent. Partout où je vais. » Plantu montre du doigt un grand chauve assis sur le bord de la fenêtre. La protection policière, « c'était de temps en temps après 2006, là c'est tous les jours », témoigne le dessinateur. Mais celui qui a dessiné en première page du quotidien du soir pendant quarante ans se veut résilient : « Quand on fait un dessin, il ne faut jamais avoir peur. Il faut faire le boulot. » Il suffirait discuter quand le dessin heurte.

Telle est aussi sa vocation. Plantu, 75 ans, regrette les tensions relevées dans les chambres d'écho que sont les réseaux sociaux. Le Français dénonce « ces incompréhensions terribles » qui mènent à « des tsunamis d'antisémitisme, d'islamophobie et de racisme contre les chrétiens ». Celui qui continue de dessiner l'actualité régulièrement sur sa page Facebook revendique le statut de « dessinateur politique, pas religieux ».

Car, oui, l'on pourrait « s'exprimer sur tout » Il faudrait le faire « avec la manière », développe le dessinateur face aux ados luxembourgeois. L'un d'eux s'était ému du dessin « les brûlés font du ski » diffusé par *Charlie Hebdo* au mois de janvier après le drame de Crans-Montana. Plantu s'est permis de lâcher ses confrères, « des déconneurs qui ont oublié qu'on a basculé dans un monde exposé aux réseaux sociaux. » Se pose l'acceptation des dessins dans des régions du monde où l'on n'a pas la même culture. Une question d'endroit,

d'époque et de génération aussi. Plantu a fait un pas vers son public, ses interlocuteurs. L'introduction s'est révélée très académique. Avait été citée, sur scène, la vision « sociale et humaine » portée en son temps par Albert Camus puis par Plantu. Le dessinateur est lui descendu de l'estrade et a transformé ce qui devait être un « atelier » en un « questions-réponses ».



Plantu (Jean Plantureux), le 16 mars à l'Athénée

Sven Becker

Plantu, de son vrai nom Jean Plantureux, a, en digressant, livré son histoire. L'Histoire qu'a vécu de l'intérieur ce passionné d'actualité : « Il ne faut jamais s'endormir face à l'actualité. » Il raconte, cinq ans après sa mise à la retraite, être encore abonné à *Libération*, au *Monde* et au *Figaro*. Il dit « beaucoup » regarder la télé et « beaucoup » écouter la radio : « J'aime bien passer deux heures comme ça sur *France Culture* ». Le septuagénaire tente le pont générationnel. Il dit aimer le dessin, mais il aurait adoré faire de la musique, « oh la la », comme cet Américain « qui a chanté avec (la chanteuse coréenne, ndlr) Rosé » dont il oublie le nom (à propos ?) pour le faire dire par l'audience : « Bruno Mars ! ». Quelques rires se font entendre, mais c'est plutôt *cringe*. Comme lorsqu'il « flex » en mentionnant régulièrement ses copains et connaissances du monde politique. Mais il la joue modeste, aussi, quand il se place dans l'histoire du dessin de presse, marquée par un succès croissant au XIX^e avec l'installation des démocraties et un déclin progressif au XX^e, concomitamment à l'alphabétisation des populations puis, surtout, à la concurrence de la photo et de la vidéo.

Le dessin a toutefois gardé ses vertus, des idées résumées en quelques traits. « Il se fait tout seul C'est juste une manière de parler, » dit-il en croquant sur son iPad. Plantu a commencé sa carrière au *Monde* avec, le 1^{er} octobre 1972, un dessin de colombe volant avec un point d'interrogation en son bec. Des négociations secrètes étaient alors menées à Paris pour mettre fin à la guerre du Vietnam. La dernière œuvre de Plantu en une du journal du soir date du 31 mars 2021 et représente le président français Emmanuel Macron dans le tumulte d'un monde en proie au Covid où personne, des politiques au personnel médical en passant par les médias, ne sait où donner de la tête. Même pas la colombe qui, en haut à droite, porte ce point d'interrogation originel. La boucle est bouclée. Entretemps Plantu a œuvré à sa manière pour la paix, en créant notamment sous l'égide des Nations unies, l'association Cartoonists for peace rassemblant des dessinateurs de presse du monde entier. Celle-ci alimente, depuis, la une du *Monde*.

La paix, Plantu en parle inlassablement. Il l'évoque notamment en lien avec le progrès technologique. Il balance violemment par terre son téléphone portable devant des lycéens médusés. « Il ne faut pas devenir l'esclave de l'outil ! » Le dessinateur se réfère au téléphone, aux réseaux sociaux, à l'intelligence artificielle. Il évoque Stanislav Petrov, « un militaire soviétique que personne ne connaît mais qui, en 1983 a peut-être sauvé l'humanité d'une guerre nucléaire » en ne croyant pas le système informatique d'alerte qui annonçait l'envoi d'ogives nucléaires américaines en direction de l'URSS. Le contrôle de la véracité de cette information sur les radars aurait alors permis d'éviter des tirs de riposte. « Vérifions d'abord si l'outil ne se retourne pas contre vous », a prévenu Plantu avant de digresser sur la plateforme *OnlyFans* où « certaines jeunes filles se prostituent sans le savoir ». « C'est une période compliquée. Et c'est vous qui allez l'arranger », a conclu le dessinateur. ●



S'adapter, comprendre, collaborer : les vraies compétences du futur

À l'heure où les jeunes évoluent dans un environnement numérique en constante mutation, la formation ne peut plus se limiter à l'acquisition de compétences techniques. Elle doit aussi permettre de développer des qualités humaines essentielles : esprit critique, confiance en soi, capacité à collaborer et à s'adapter. C'est dans cette vision globale que s'inscrit l'approche du CNFPC, qui place les compétences humaines au cœur de tous ses parcours.

Au Luxembourg Drone Center, les formations illustrent parfaitement cette complémentarité. Au-delà de la maîtrise technique des drones, les apprenants développent des compétences transversales : prise de décision, gestion du stress, responsabilité et travail en équipe. Ces apprentissages sont essentiels dans des environnements technologiques où l'humain reste au centre des usages.

Dans le domaine du numérique et de la data, le CNFPC propose également des formations qui répondent aux enjeux actuels. Intelligence artificielle, analyse de données, digitalisation : ces compétences permettent de mieux comprendre les outils qui façonnent notre rapport à l'information. Mais là encore, l'objectif ne se limite pas à la technique. Il s'agit de former des utilisateurs capables de prendre du recul, d'interpréter les données avec discernement et d'en faire un usage responsable.

Cette approche est renforcée par un travail approfondi sur les Human skills, ou Soft skills, devenues indispensables dans l'évolution des jeunes. Apprendre à communiquer, à s'affirmer, à développer sa confiance ou encore à travailler en collectif sont aujourd'hui des compétences clés, aussi importantes que les savoir-faire techniques. Elles permettent aux apprenants de mieux

s'intégrer dans le monde professionnel, mais aussi de devenir des citoyens plus autonomes et engagés.

Dans chacune de ses formations, le CNFPC intègre cette dimension humaine à travers des méthodes pédagogiques actives : travaux de groupe, mises en situation, échanges et retours d'expérience. Cette approche favorise l'implication, la réflexion et le développement personnel des apprenants.

Former aux métiers de demain, c'est donc aussi former des individus capables de s'adapter, de coopérer et de penser par eux-mêmes. En combinant compétences techniques et humaines, le CNFPC contribue à préparer les jeunes aux défis d'un monde en transformation.

Consultez l'ensemble des formations sur www.cnfpc.lu



« Face à l’hostilité »

INTERVIEW : PIERRE SORLUT

Nina Lamparski, journaliste luxembourgeoise à l’AFP et administratrice de l’association Entre les lignes, en charge d’éducation aux médias dans les écoles

D’Land : Vous conduisez des ateliers dans les écoles pour l’association française Entre les lignes. Pouvez-vous en décrire le contenu ?

Nina Lamparski : Nous avons aussi un public adulte. Nous travaillons avec des jeunes en réinsertion sociale. Nous allons dans les prisons. Pour ce qui concerne les écoles, c’est vraiment de la primaire jusqu’au bac. Quand ils sont un peu plus jeunes, on intervient sur deux sessions de deux heures avec une formation basique. On pose le problème : Quelle est la différence entre une information et une opinion ? Cela paraît simple, mais quand on parle aux jeunes, on se rend compte que souvent, notamment sur des blogs ou les réseaux sociaux, l’autorité de la source n’est pas toujours très claire. Par exemple, s’il est écrit « la Fifa a dit », pour eux elle l’a dit. Or, ce n’est évidemment pas toujours vrai selon la source. Nous informons aussi sur ce qu’est le métier de journaliste. Cela n’est pas si évident pour tout le monde.

C’est-à-dire ?

Pourquoi il écrit ? Où obtient-il ses informations ? Puis nous revenons pour un deuxième atelier dont le thème est souvent choisi par l’enseignant en fonction des besoins de sa classe. Je conduis souvent celui sur la désinformation en ligne - comment distinguer le vrai du faux – parce que c’est mon métier (voir par ailleurs). Mais nous abordons aussi d’autres sujets comme la liberté d’expression. Et depuis quelque temps, nous organisons un faux procès des médias. La classe est divisée en deux camps. Pour l’un, tous les journalistes mentent. Pour l’autre, les journalistes comptent parce qu’ils rapportent les faits. Et nous débattons.

Après quatre ans de ce travail associatif, quelles conclusions avez-vous pu établir sur le regard que portent les jeunes sur la presse professionnelle ?

Cela dépend du lycée dans lequel nous nous rendons. Dans le neuvième arrondissement parisien, ce n’est pas forcément la même chose que dans une banlieue. Cela dépend aussi des parents. S’ils écoutent la radio le matin dans la voiture, regardent la télé à la maison le soir ou lisent le journal, on fait alors face à des jeunes qui connaissent les médias. Beaucoup de jeunes, vraiment, ne savent pas ce que font les journalistes. Souvent le lien tient à un Hugo décrypte (Hugo Travers, un ancien de Sciences-Po qui vulgarise l’actu sur les plateformes, ndlr) qui crée un pont entre les journalistes professionnels et ceux qui travaillent sur les réseaux. Mais globalement, peu savent à quelle source se fier.

Comment l’expliquez-vous ?

Les réseaux favorisent l’instantané. On va partager très vite. Et plus on est émus, amusé ou choqué, plus on va partager vite. Notre but est de titiller l’esprit critique.

Quelles sont les remarques qui vous interpellent ou qui reviennent souvent ?

« Oui, mais les journalistes, en fait, ils mentent. » Ou alors : « De toute façon, vous êtes achetés. » C’est vraiment très courant. Certains qui connaissent Bolloré (groupe industriel et médiatique, ndlr) vont nous dire que le pouvoir

des médias est concentré dans quelques mains. Ou « on voue paie pour répéter une opinion » ... une perception alimentée par certains médias très partisans. Quand on fait face à de l’hostilité ou un mur du silence, on ne s’attend pas à ce qu’à la fin de l’atelier, ils trouvent les journalistes sympas. Mais j’espère qu’ils prendront conscience qu’aller checker une deuxième source est nécessaire.

Trouvez-vous cette défiance inquiétante ?

Pour certains collègues, c’est dur de continuer à faire ce métier. Nous sommes quand même devenus un des ennemis du peuple dans une certaine mesure. Mais c’est aussi motivant d’avoir ce rôle à jouer. De rappeler que le plus important ce sont les faits. Il faut dépasser la réaction émotionnelle immédiate pour en revenir aux faits.

Quel rôle Entre les lignes (fondée en 2010) joue que le Clemi, organe du ministère de l’Éducation coordonnant l’éducation aux médias dans les écoles, ne joue pas ?

Le Clemi tient une place très importante dans l’éducation aux médias à l’école. Dans les établissements que nous visitons, nous constatons qu’ils ajoutent des cours de réseaux sociaux en primaire. Nous nous différencions par le fait que nous sommes journalistes, aguerris au terrain. Nous sommes 250 (notamment du Monde, de l’AFP ou de Contexte, ndlr) à partager notre expérience. Le Clemi travaille beaucoup sur l’accompagnement pédagogique et les ressources pour les enseignants. Notre spécificité, c’est l’intervention directe de journalistes dans les classes

Est-ce que l’on peut considérer que l’éducation à la presse professionnelle se dilue dans l’éducation aux médias et à l’information ?

Je pense que les médias font partie intégrante de cette éducation à l’information, parce qu’il faut passer par les médias établis, par les sources officielles, primaires, pour s’informer sur les réseaux : Où s’informe-t-on sinon ? Je ne pense pas que ça se dilue. Après... que dans les écoles, on se focalise plus sur les dangers, sur les réseaux sociaux ou sur l’IA, oui... que l’IA soit aujourd’hui au cœur du débat me paraît normal. Alors, peut-être que la presse traditionnelle passe au second plan. Aujourd’hui, beaucoup de médias sont actifs sur TikTok, et mènent des campagnes contre la désinformation avec des influenceurs. L’UE aide à créer ces alliances. Il faut parler des sources et dire où l’on trouve la bonne information. Il faut se prendre pour un détective qui a envie d’en savoir plus. Mais il est certain que les médias traditionnels doivent changer.

Comment faire en sorte que les médias traditionnels redeviennent un fondement des sociétés démocratiques ?

Déjà, ce serait bien d’avoir des politiciens qui ne nous accusent pas de fake news. Cette violence langagière désinhibe la violence populaire. Lors de manifestations en France, des journalistes reconnus comme tels, ont été agressés verbalement et menacés. Jose espérer que c’est cyclique. Des jeunes arrivent dans les rédactions et leur font adopter de nouvelles idées auxquelles les anciens étaient réfractaires et qui

plaisent au public. Dans les pays scandinaves, notamment en Finlande, on garde une solide confiance en les médias. La manière par laquelle le politique parle des médias compte. C’est peut-être un peu kitsch de dire cela, mais il faut être fier d’être journaliste. C’est un métier privilégié. Nous sommes des témoins de l’histoire. Voilà ce que je dis aux étudiants.

Enfin, vous travaillez au quotidien depuis 2020 dans le fact checking. Pouvez-vous nous en dire plus sur cette tendance ?

L’AFP a commencé en 2017 après la première élection de Donald Trump. L’élection française se profilait avec Marine Le Pen, qui est dans une certaine mesure proche de la Russie de Vladimir Poutine. Des médias internationaux se sont alliés pour vérifier, en temps réel, la véracité des propos des candidats. Cela a suscité de l’intérêt. Nos clients nous demandaient davantage de fact checking. Puis est venu la pandémie et son déferlement de contre-vérités. Donc notre job consiste à désamorcer les désinformations qui pourraient intoxiquer le vivre-ensemble ou la vie démocratique, notamment en période électorale. Il faut savoir que dans des zones comme en Afrique, la désinformation sur les réseaux sociaux peut générer des conflits armés. ●



CV

Nina Lamparski est née en 1977 à Luxembourg. Après son secondaire au LGL et à Vauban, elle est partie à l’ULB puis en Australie (Southern Cross University). Elle y a effectué ses premières armes dans le journalisme avant de rejoindre Londres pour Yahoo News puis la BBC. Mais c’est à l’AFP qu’elle effectue la plus grande partie de sa carrière : d’abord en Autriche (d’où ses parents sont originaires) puis au siège à Paris où elle est dorénavant responsable adjoint de la cellule Digital Investigation (près de 130 personnes sur les 2 600 employées par l’agence). Elle enseigne en outre le journalisme à Sciences-Po et à l’Université américaine de Paris. Elle est membre de l’association Entre les lignes depuis quatre ans et membre de son conseil d’administration depuis deux. PSO

Le chant du Piwitsch

PIERRE SORLUT

Tiffany Saska éveille la conscience médiatique des écoliers du Luxembourg avec un journal dédié

Le nom interpelle et interroge le béotien. Qu'est-ce donc que le *Piwitsch* ? Un vanneau huppé en français, *Kiebitz* en allemand. En cherchant un peu sur le site de ce journal pour les 8-12 ans distribué dans les écoles du fondamental, on découvre qu'il s'agit d'un oiseau aux ailes colorées dont les plumes plantées sur la tête, rappelleraient des antennes. De quoi évoquer celles de la radio. *De Piwitsch*, qui tient son nom luxembourgeois (une exclu) de son cri, piquerait infatigablement le sol à l'aide de son bec pointu pour se sustenter. Un symbole de persévérance « pour creuser des informations », lit-on. Mais c'est surtout une « icône », un animal qui nous « chante » les nouvelles, raconte Tiffany Saska qui coordonne la publication depuis 2025.

En rejoignant l'aventure éditoriale après avoir géré la communication de la Philharmonie, la trentenaire luxembourgeoise ne quittait alors pas complètement l'univers musical qu'elle affectionne. Passée par le conservatoire, elle a aussi régulièrement « parlé musique » sur *RTL* où elle officiait en tant que journaliste indépendante. Dans un article paru en juillet 2021, Tiffany Saska est enfin présentée en « chanteuse des bois ». Avec l'initiative « Sängen an der Natur » de la chorale Inecc elle proposait, en cette période de pandémie, de reconnecter avec la nature par la randonnée et le chant.

Quelques mois plus tard, *De Piwitsch* gazouillait pour la première fois dans les écoles nationales. « Mit *De Piwitsch* könnt ihr erfahren, was in Luxemburg und in der Welt aktuell

passiert », écrivait le ministre Claude Meisch (DP) dans un édito inaugural. Le projet est né en avril 2022 exclusivement sous forme imprimée avec l'idée que les enfants des cycles 3 et 4 (auxquels il est destiné) n'avaient pas forcément de téléphone portable... Ils pouvaient en tout cas ramener la publication à la maison et éventuellement échanger avec leurs parents sur ces sujets d'actualité. Claude Karger avait été nommé à la coordination du *Piwitsch*. Le *Journal*, publication liée au DP dont il dirigeait la rédaction, avait cessé l'impression l'année précédente pour paraître uniquement en ligne. *De Piwitsch* lui permettait de renouer avec l'odeur du papier.

La publication s'est ensuite tournée vers le web (tout en conservant le *print*) avec un article de la semaine envoyé par newsletter et des contenus audios et vidéos mis à disposition dans une médiathèque.

La rédaction, composée de six personnes, mêle journalistes professionnels et instituteurs. Sa coordinatrice dit appliquer une rigueur d'information stricte tout en adaptant le ton. L'enjeu est de parler de tout — « du pétrole vénézuélien aux droits des femmes, en passant par le salaire minimum » — sans jamais sacrifier ni la clarté ni la sérénité du jeune lecteur. Aucun sujet n'est interdit, assure Tiffany Saska. « On traite de l'Iran, du conflit israélo-palestinien, des élections, mais aussi des animaux ou des métiers... » Les rédacteurs recherchent « juste » l'angle qui importe aux enfants et un lien avec le Grand-Duché : « Pour les quarante ans de l'Accord de Schengen, on a expliqué que la liberté de circuler permettait de se rendre facilement à Thionville, à Trèves ou Arlon. »

À sa naissance, le projet porté par le ministère de l'Éducation et le Script (Service de Coordination de la Recherche et de l'Innovation Pédagogiques et Technologiques) devait combler un vide éditorial dont la jeunesse pâtissait. Des publications à destination de cette population existent à l'étranger (*Mon Quotidien*, *Un jour une actu*, *Geolino* ou *Zeit Leo*). Elles peuvent traverser les frontières mais pas répondre à la loi de proximité propre au journalisme. Le lecteur doit retrouver des informations proches de lui, des informations pour lesquelles il se sent concerné. « Cela n'existe pas sur le marché privé au Luxembourg », explique Tiffany Saska.

Les articles du *Piwitsch* paraissent principalement en allemand (langue de la scolarité aux cycles visés). Une minorité sont en français et en luxembourgeois. Le vocabulaire ne répond pas vraiment aux préceptes de la « *liicht Sproch* », mais à un subtil équilibre. Les phrases restent courtes et ne contiennent qu'une seule idée. Elles peuvent néanmoins porter des mots érudits (expliqués dans un lexique) pour élever l'enfant vers une langue riche, « tout en restant dans son cosmos », détaille Tiffany Saska. Et pour éviter les grands écarts de capacité entre les lecteurs de huit ans et ceux de douze ans, *De Piwitsch* se concentrera à la rentrée prochaine sur le quatrième cycle. La publication passera aussi à un système d'abonnement gratuit pour les maisons relais et les institutions qui en font la demande.

Les enseignants auraient adopté *De Piwitsch*. « Le projet journalistique est devenu projet pédagogique », relate sa coordinatrice. En classe, les fiches de travail et les articles deviennent des supports de discussion, favorisant la compréhension des médias et de l'information. Les enfants deviennent même journalistes à travers « la Mini-Redaktioun ». Dans ce cadre, l'équipe du *Piwitsch* sort de ses bureaux de Clausen pour aller à la rencontre des élèves dans les écoles. Les enfants ne sont plus de simples récepteurs ; ils deviennent acteurs. Ils apprennent les codes du métier : comment mener une interview, pourquoi il faut demander l'autorisation pour une photo et comment structurer une pensée pour être lu. « Ils sont fiers de leur travail, cela leur donne de la confiance et c'est très très chouette », témoigne Tiffany Saska. Ils comprendraient que l'information ne « tombe pas du ciel mais qu'elle résulte d'un travail humain de recherche et vérification ». ●



Tiffany Saska à l'Édupôle de Clausen le 12 mai

HIGHER EDUCATION IN
HEALTH & SPORT

Programmes accrédités par :

LE GOUVERNEMENT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
Ministère de la Recherche
et de l'Enseignement supérieur

Étudiez le sport et la santé à LUNEX au Luxembourg

Développez des compétences concrètes dans un environnement international et préparez-vous pour votre future carrière.

Programmes d'études :

Ostéopathie

Nutrition, Fitness & Santé

Management du Sport

Sciences du Sport & de l'Exercice

Kinésithérapie

Plus d'informations :

Prochaine rentrée : octobre 2026

Cours 100% en anglais

Approche pratique et orientée métier

Encadrement personnalisé